

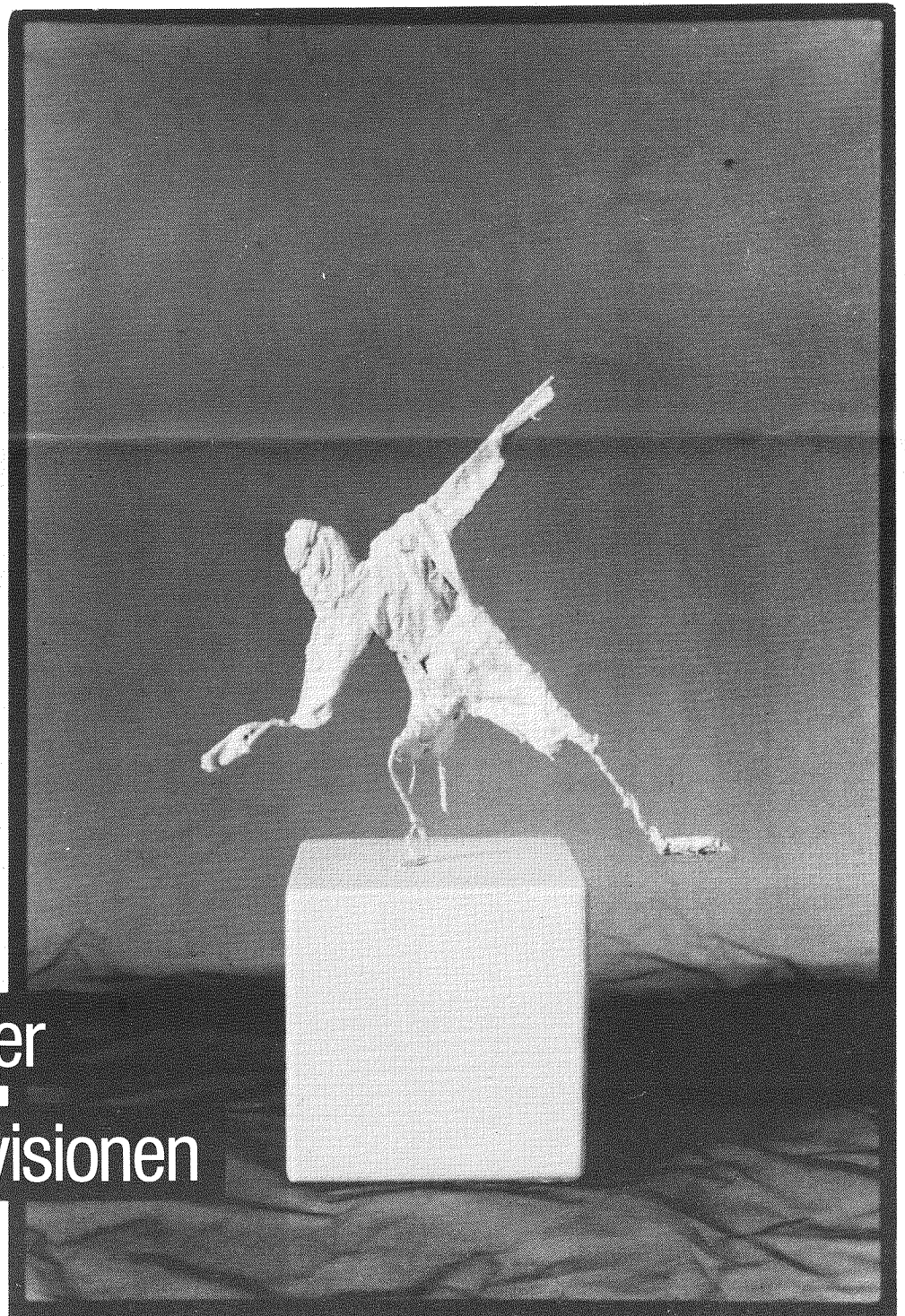
FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift

8. Jahrgang

September 1992

FAMA 3



Feindbilder

Friedensvisionen

«Feindbilder-Friedensvisionen»: so lautete ursprünglich das Thema des 3. Schweizer Frauen-Kirchen-Festes, das nun unter dem Titel «Der Hoffnung liebe Töchter: Zorn und Mut» am 17./18. Oktober in Basel stattfinden wird. Im Hinblick auf diesen Anlass möchten wir uns im vorliegenden Heft etwas näher mit dem Thema «Feindbilder-Friedensvisionen» auseinandersetzen.

Wohin wir heute blicken, herrscht Krieg und Gewalt. Nicht mehr nur weit entfernt, sondern plötzlich ganz nah, vor unserer Haustür sozusagen. Und faszinierend sehe ich diesen Bürgerkriegen zu, diesem Aufflammen von Nationalismen, Gewalt und Hass. Aber auch da, wo scheinbar Friede ist, wird in verdeckteren Formen Krieg geführt: durch Waffenexporte, durch eine Weltwirtschaftsordnung, die Millionen von Menschen in der sog. Dritten Welt das Leben kostet, durch strukturelle und physische Gewalt gegen Frauen, durch Rassismus, der überall zunimmt, auch bei uns, und sich immer häufiger in zerstörerischen Gewaltakten gegen Fremde äussert, durch Ausbeutung und Zerstörung der Natur u. v. m. Wir leben in einer Welt, in der selbst der Friede nichts anderes als Vor-Krieg ist.

«Wann Krieg beginnt, das kann man wissen», heisst es in Christa Wolfs «Kassandra», «aber wann beginnt der Vorkrieg?» Beginnt er z. B. da, wo Vorurteile sich zu Feindbildern verdichten und den Boden für Hass und Gewalt bereiten? Wozu brauchen wir Vorurteile und Feindbilder, und wie entstehen sie? Welche Funktion kommt ihnen für unsere Identitätsbildung als Individuum und als Gruppe zu? Und wir Frauen, oder genauer: wir Feministinnen, die wir auf der Suche sind nach unserer eigenen Identität? Wieweit ist unsere Identitätsbildung gekoppelt ans Vor- bzw. Feindbild «Mann», bilden wir unsere Identität entweder in Anlehnung oder in Abgrenzung vom Mann? Und: Wie könnte eine Identitätsfindung aussehen, die ohne Abgrenzung und Feindbilder auskommt oder zwischen Frauen geschieht? Mit diesen Fragen beschäftigten sich die drei ersten Artikel des Hefes.

Während die Dringlichkeit der Auseinandersetzung mit dem Thema «Feindbilder» angesichts der gegenwärtigen Welt-

lage wohl unmittelbar einleuchtet, mag die Frage nach unseren Friedensvisionen vielen naiv erscheinen, vor allem im Hinblick auf eine Zukunft, von der wir realistisch gesehen nur noch Katastrophen- oder Negativvisionen haben können. Wer heute von Friedensvisionen redet, setzt sich leicht dem Vorwurf aus, zu den ewig gestrigen TräumerInnen und UtopistInnen zu gehören, die den hoffnungslosen Zustand der Welt einfach nicht wahrhaben wollen.

Aber stimmt dies wirklich? Dienen Visionen zu nichts anderem als zur Flucht aus der schlechten Realität? Oder ist es nicht gerade die Vision von einem wirklichen Frieden und einem Leben in Gerechtigkeit, die uns nicht zufrieden sein lässt mit einem Scheinfrieden und über unsere «Katastrophenrezitative» (Sölle) hinaus eine Kraft mobilisiert, die zum Widerstand befähigt und gegen alle Hoffnungslosigkeit immer wieder den Willen zur Veränderung setzt? Die Vision als Platzhalterin des Wissens, dass es so nicht sein soll, wie es ist: so voller Unrecht und Gewalt.

Es sind vor allem die Bilder und die Sprache der Bibel, die dieses Wissen als Kind in mir verankert haben und bis heute meine Vision nähren von einem Frieden, der mehr meint als die Abwesenheit von Krieg. Die Vision vom Schalom, vom umfassenden Frieden für alle, der eine Frucht der Gerechtigkeit ist, durchzieht die hebräischen und neutestamentlichen Schriften, wie ein Artikel zu den biblischen Friedensvisionen in diesem Heft zeigt, und wird in verschiedenen Bildern ausgemalt – z. B. im Bild von der Wüste, die zum Garten wird, in dem die Gerechtigkeit siedelt, oder vom Reich Gottes als einer Welt, in der keiner mehr Unrecht erleidet und Gewalt, in der Leben in Fülle sein wird für alle...

Doch es sind nicht nur die biblischen oder auch andere, heutige Verheissungsbilder einer friedvolleren Welt, die meine Vision am Leben erhalten, sondern ebenso die «kleinen», konkreten Projekte «gelebter» Vision, die konkreten Schritte der Friedensarbeit, die Menschen hier und anderswo tun. Denn Friede geschieht ja nicht einfach; wir müssen ihn lernen. Er beginnt z. B. da, wo wir durch konkrete Begegnungen mit Fremden und ihrer Kultur lernen,

Vorurteile abzubauen. Ein Beispiel solcher «Friedensarbeit» stellt das Projekt «Interkulturelle Erziehung und Bildung» in Luzern dar, das wir in diesem Heft vorstellen als eine kleine, konkrete Friedensvision.

«Du musst immer wieder an die kleinen Winzigkeiten denken, sonst würdest du durchdrehen», sagt eine der Frauen in einem Gespräch über unsere Friedensvisionen in diesem Heft. Für mich braucht es beides: die konkreten Erfahrungen und kleinen Projekte «gelebter» Vision, das Wissen um diese «Winzigkeiten», mit denen wir gegen das Katastrophenwissen anarbeiten, und die «grosse» Vision, die über das bereits Mögliche und Machbare hinaus die ganze Emphase des ersehnten Friedens und der Hoffnung auf ein allumfassendes Schalom für alle Menschen und die ganze Schöpfung am Leben erhält. Eine Vision, eine Hoffnung, ohne die ich kaputtgehen würde, und von der ich gleichzeitig weiss, dass sie sich nicht erfüllen wird. Ingeborg Bachmann hat das Paradox dieser Hoffnung für mich unübertroffen in Worte gefasst: «Ich glaube wirklich an etwas, und das nenne ich «ein Tag wird kommen». Und eines Tages wird es kommen. Ja, wahrscheinlich wird es nicht kommen, denn man hat es uns ja immer zerstört, seit so vielen tausend Jahren hat man es immer zerstört. Es wird nicht kommen, und trotzdem glaube ich daran.»

Doris Strahm

Vorurteile und Feindbilder

Johanna Müller-von der Mühl

Welch' grauenhafte Wirkungen Vorurteile hervorbringen, wenn sie sich zu Feindbildern verdichten, erfahren wir etwa bei den aberwitzigen Brückenkämpfen in Jugoslawien. Wir erleben es aber auch im eigenen Land, wenn zum Beispiel in plötzlich aufflammendem Hass Asylantenheime angegriffen werden. Derartigen Erscheinungen stehen wir zunächst hilflos und verzweifelt gegenüber, lässt sich doch die Zerstörungswut kaum eindämmen, wenn sie einmal ausgebrochen ist. Wenn wir aber das scheinbar unabänderliche Unheil nicht in alle Zukunft resigniert hinnehmen wollen, so müssen wir uns bemühen, seine Ursachen besser zu verstehen; Ursachen, die einerseits in der Struktur der menschlichen Psyche, andererseits in den äusseren gesellschaftlichen Verhältnissen zu suchen sind. Eine wissenschaftlich fundierte Untersuchung dieser Fragen bietet das 1989 mit Hilfe des «Frauenfriedensfonds» des Evangelischen Frauenbundes der Schweiz und der Frauen für den Frieden im Friedensforum Basel erschienene Buch von Ruedi Brassel mit dem Titel «Vorurteil im Feindbild, Vorbild im Feindurteil. Überlegungen zu Vorurteilen, Selbst- und Feindbildern in der Schweiz»*. Den Hauptteil dieser Untersuchung nimmt die Kritik an der schweizerischen Sicherheitspolitik ein, wie sie sich in den Jahren des Kalten Krieges entwickelt hat. Die beiden ersten, theoretisch ausgerichteten Kapitel klären die Begriffe und Prinzipien. Hier finden wir folgende Definition des Begriffs «Vorurteil»: «... eine allgemeine und umfassende Bezeichnung für negativ oder positiv getönte emotionale Einstellungen gegenüber bestimmten Handlungen, Gegenständen, Lehrmeinungen und Mitmenschen, die sich weniger auf Erfahrungen (Informationen) als auf Generalisierungen stützen und relativ überdauernder Natur sind.» (7) Brassel erörtert im folgenden die Vorurteilsproblematik auf dem Hintergrund der «vielzitierten Identitätskrise der modernen Gesellschaft». Bevor ich auf dieses Thema eingehe, möchte ich versuchen, den Begriff «Vorurteil» zu

veranschaulichen, indem ich der Frage nachgehe: «Welche Bedeutung haben Vorurteile bei der Reifung des Individuums zu seiner ihm eigenen Identität?»

Vorurteile und Identitätsbildung

Identität, Reife zum wahren Selbst, bildet sich heraus in einem subtilen Wechselspiel zwischen den je einzigartigen persönlichen Anlagen des einzelnen Menschenkinds und der sozialen Gruppe, in die es hineingeboren wird. Es findet dort den Bezugsrahmen von Gewohnheiten, Vorstellungen und Werturteilen vor – z.B. auch das Verständnis der Geschlechterrollen –, in den es seine persönlichen Welterfahrung Schritt für Schritt einordnen muss. Dieser vorgegebene Raster ist zunächst unentbehrlich als Orientierungshilfe und ermöglicht überhaupt das Zusammenleben in der Gruppe. Eine ganze Menge solcher übermittelten Vorstellungen wird nie hinterfragt.

Aber neue, eigene Erfahrungen – z.B. die Begegnung mit Menschen, die andere Wertsysteme haben – können Zweifel an der Gültigkeit der übernommenen Denkmuster wecken. Das löst zunächst Angst aus, weil damit die Geborgenheit in der Gruppe sowie die bereits gefundene Identität gefährdet werden. Wenn aber Angst und sozialer Druck die nötige Überprüfung der übernommenen Meinungen verhindern, dann kann sich ehrliches, kreatives Denken nicht entfalten, Mut und Selbstvertrauen verkümmern, der Weg zum wahren Selbst wird verbaut. Von da an entwickelt sich die ursprünglich harmlose Einpassung in vorgegebene Traditionen zur verfestigten Vorurteils-haltung im negativen Sinne.

Vorurteile und Feindbilder als Stützen der Gruppenidentität

Vorgegebene, überlieferte Vorstellungen bilden den kulturellen Boden jeder menschlichen Gemeinschaft. Entsprechend neigen soziale Gruppierungen (Familienclan, Volksstamm, Glaubensgemeinschaft, Nation etc.) dazu, die Gesamtheit ihrer «Richtigkeitsvorstellungen» als unabdingbaren Bestandteil ihrer Gruppenidentität zu verstehen. Einzelne Gruppenmitglieder, die sich diesem sozialen Druck nicht fügen, werden in der Regel ausgegrenzt. Wenn aber vorgeformte Meinungen auf die Dauer zementiert und jedem einzelnen Gruppenmitglied aufgezwungen werden, so verkümmern nicht nur die Individuen, sondern auch die Gemeinschaft leidet Schaden, denn sie verbaut sich die Möglichkeit, sich von innen heraus zu wandeln und neuen äusseren Herausforderungen anzupassen. Wenn solche in sich abgekapselte Gemeinschaften fremden Gruppierungen begegnen, so lehnen sie deren Vorstellungen kompromisslos ab, weil sie durch jene ihre eigene Gruppenidentität als gefährdet empfinden. Solche kollektive Identitätskrisen werden, wie Brassel darlegt, gerade in unserer Zeit durch vermehrte Fremdbegegnungen in einer

enger gewordenen Welt ausgelöst. Aus diesem Gefühl der Bedrohtheit heraus wächst die Bereitschaft in der Gruppe, den andersartigen Begegnenden lauter negative Eigenschaften zuzuschreiben: Das Feindbild wird geschaffen. Dazu Brassel: «Im Feindbild sind eine Reihe negativer Vorurteile gebündelt, die gleichsam einem Zwang zur Vereinheitlichung gehorchen und eine differenzierte Beurteilung dessen, der mit dem Etikett Feind oder Freund versehen wird, unmöglich machen.» (8) Diese undifferenzierte Betrachtungsweise zeigt sich schon im Sprachgebrauch bei Bezeichnungen wie «der Jude», «der Franzose», «der Russe», «der Schwarze» etc. Wer sich aber von den Vertretern einer andersartigen Gemeinschaft ein derart negatives Bild geschaffen hat, begegnet ihnen mit so viel Misstrauen, Ablehnung oder Aggression, dass jene tatsächlich so feindlich reagieren, wie man es von ihnen erwartet hat, und so die negativen Vorurteile bestätigen. Damit ist der gewalttätige Konflikt auf beiden Seiten vorprogrammiert.

Feindbilder werden oft bewusst hergestellt

Die latente Bereitschaft zu vorurteilhaftem Denken wird auf der politischen Ebene immer wieder benutzt von gesellschaftlichen Gruppierungen oder ehrgeizigen Führerpersönlichkeiten, die ihre eigenen Machtansprüche gewaltsam durchsetzen wollen. Das Bild eines gemeinsamen Feindes, das mit allen bedrohlichen Zügen ausgestattet wird, schweisst die Mitglieder der eigenen Gemeinschaft zu einem gefügigen Kampfinstrument zusammen und lenkt sie zugleich ab von unerwünschter Kritik an innergesellschaftlichen Zuständen. Gerade solche Missstände bewirken ihrerseits, dass der Pegel der Unzufriedenheit in der Bevölkerung steigt und die Bereitschaft zum Kampf gegen den äusseren Feind wächst.

Der innere Feind

Um dem äusseren Feind zu imponieren und ihn wirksam abzuschrecken, muss man ihm glaubhaft machen, dass die eigene Kampfgemeinschaft eine muster-gültige Wehrhaftigkeit aufweist sowie den geschlossenen Willen, bis zum Äussersten zu kämpfen. (Brassel spricht vom angestrebten «Vorbild im Feindurteil.») Folgerichtig wird jede Kritik, jedes nicht gruppenkonforme Verhalten in den eigenen Reihen als Verrat geahndet, weil dadurch das Image der Einigkeit und ungebrochenen Schlagkraft in Frage gestellt wird. Das Bild vom inneren Feind wird sogar besonders bedrohlich, ist er doch unsichtbar und zugleich potentiell allgegenwärtig. Die Folge: Selbst in den eigenen Reihen darf keine/r dem/der andern richtig trauen. Es ist klar, dass besonders skrupellose Machteliten von solch allgemeinem Misstrauen profitieren, weil es die Beherrschten spaltet und so jede Opposition im Keime erstickt. Aber selbst dort, wo keine Unrechtsregierungen die BürgerInnen gegen den Inneren

* Erschienen im Friedensforum Verlag, Basel 1989

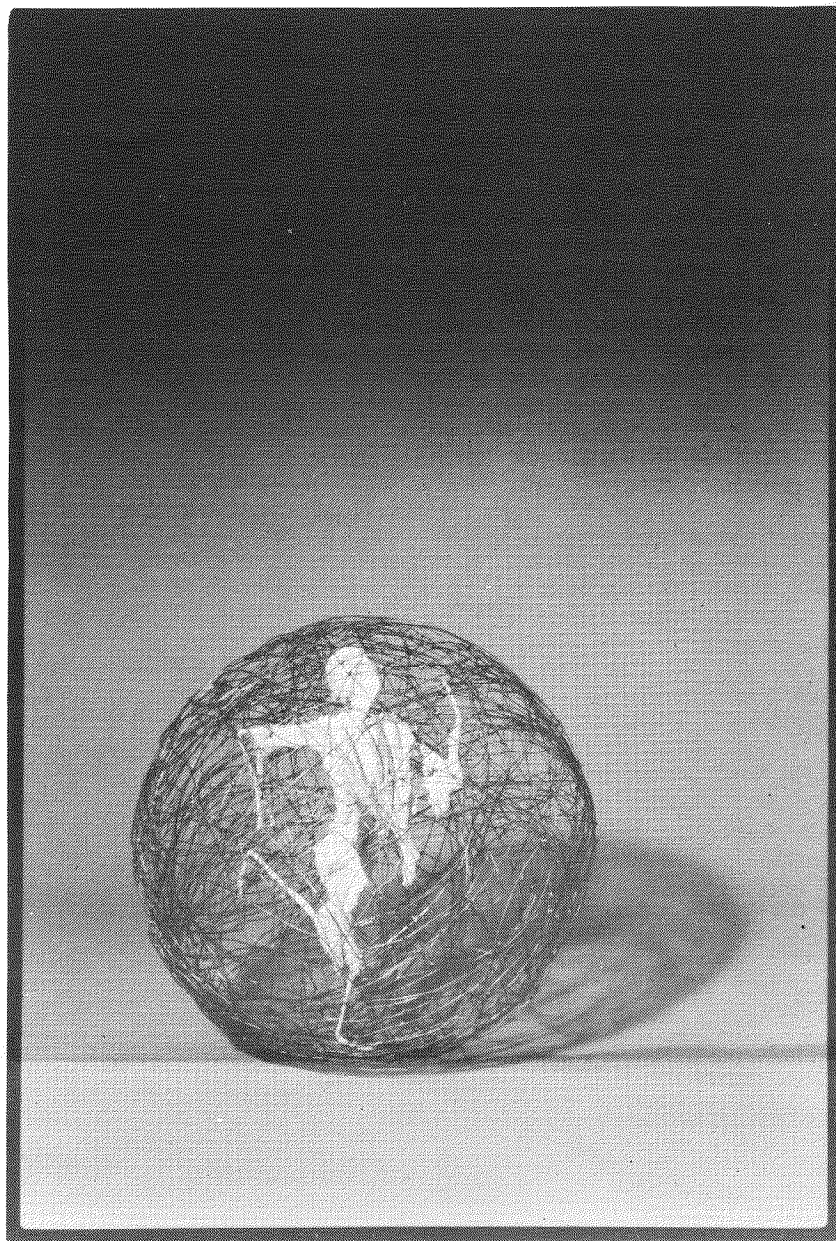
Feind aufhetzen, vergiftet eine dauernde Fixierung auf den äusseren Feind das innenpolitische Klima. Ein Beispiel aus unserem eigenen Erfahrungsbereich stellt der Fichenskandal dar: Die jahrzehntelange Abwehrhaltung gegenüber dem Feind im Osten hat bekanntlich dazu geführt, dass übereifrige Vaterlandsverteidiger kritische Mitbürgerinnen und Bürger als Staatsfeinde heimlich denunzierten. Das durch Feindenken entstandene Defizit an Toleranz und Offenheit zeigte sich aber z.B. auch in der Sturheit, mit der alternative Jugendbewegungen unterdrückt wurden, oder in der Bereitschaft, VertreterInnen der Friedensbewegung das «Billet nach Moskau einfach» zu empfehlen.

Gerade das Beispiel der Schweiz, die ja nicht in reale kriegerische Auseinandersetzungen verwickelt war, macht deutlich, wie schwierig es ist, Feindbilder abzubauen, die sich einmal in den Köpfen der Menschen festgesetzt haben. Wir können daraus schliessen, um wieviel hartnäckiger negative Vorurteile dort immer wieder auftauchen, wo sie durch die Brutalität kriegerischer Auseinandersetzungen immer neu bestätigt werden. Ohne Abbau der Feindbilder gibt es aber keinen sachlichen Dialog, keine dauerhafte Konfliktlösung.

«Kriegerische» Wertvorstellungen

Bei einem Individuum, das entsprechende Verhaltenssymptome entwickelt wie verhärtete, nicht mehr realitätsbezogene Vorstellungen, angstbesetzte Feindbilder, Abschottung nach aussen, Misstrauen gegenüber Mitmenschen, Gewaltausbrüche bis hin zur Selbstzerstörung, würde die Diagnose auf zwangsneurotisches oder paranoides Verhalten lauten. Auf politisch-nationaler Ebene ist man jedoch immer noch nicht so weit, derartige kollektiv auftretende Symptome als krankhaft zu bezeichnen. Im Gegenteil: Die in der patriarchalen Tradition vieler Jahrhunderte gewachsenen Gesellschaften sind bis in alle Lebensbereiche hinein geprägt durch Wertvorstellungen, die sich vom Kriege her ableiten. Das gilt auch für unser christliches Abendland, das sich offiziell zu einer Religion der Liebe bekennt, während in Wirklichkeit Vertreter der Kirchen immer wieder um Siege gebetet, Waffen gesegnet, Ketzer und Hexen verbrannt haben. Schliesslich stammt auch aus der christlichen Glaubenslehre das Modell des Erzfeindes schlechthin, das bis in unsere Zeit von fundamentalistischen Gläubigen (z. B. Ronald Reagan) auf den politischen Gegner übertragen wird.

Aus dem religiösen Bereich stammt auch der Begriff *Sündenbock*, der ja ursprünglich ein Opfertier bezeichnet, dessen Schlachtung die über die Frevel der Menschen erzürnte Gottheit versöhnen soll. Im profanen Sprachgebrauch ist damit ein Mensch gemeint, an dem andere ihre aufgestauten Aggressionen in spontanen Gewaltausbrüchen ausleben. Als Sündenböcke bieten sich Menschen an, die sich irgend-



wie (und sei es in positiver Weise) von der dominierenden Mehrheit unterscheiden und die selber wehrlos sind, so dass ihre Peiniger die eigene Kraftfülle ohne Risiko zur Wirkung bringen können. Indem sie die Schwachen misshandeln, verdrängen sie die Angst vor der eigenen Schwäche. Dass Schwäche im männlichen Rollenverständnis als einer der schlimmsten Makel gilt, zeigt wiederum, wie stark das Bewusstsein unserer Gesellschaft sich an militärischen Werten ausrichtet.

Nun sind wir aber an einen Punkt der historischen Entwicklung gelangt, wo immer mehr Frauen und Männer erkennen, dass der überlieferte Kult der Stärke und das Feinddenken mit Hilfe des technischen Fortschritts zu einer Perfektion der möglichen gegenseitigen Vernichtung geführt hat, die den Fortbestand der Menschheit und des aussermenschlichen Lebens gefährdet. Deshalb drängt es viele Frauen, nach Möglichkeiten zu suchen, um in den Gang dieser unheilvollen Entwicklung einzugreifen. Wir Frauen für den Frieden z.B. fragen uns: «Was können wir Frauen dem Paradigma Sieg-Niederla-

ge entgegenstellen, um den Teufelskreis gegenseitiger Vernichtung zu durchbrechen?»

«Friedensarbeit» von Frauen

Umfassende Antworten würden den hier zur Verfügung stehenden Rahmen weit überschreiten, mehr noch, sie können überhaupt nicht ein für allemal formuliert werden, denn ihnen nachzuspüren ist lebenslange kulturelle Aufgabe. Deshalb möchte ich meine Überlegungen nur mit einigen herausgegriffenen Denkanstössen abschliessen:

– Frauen waren zwar in patriarchalen Gesellschaftsstrukturen lange von der öffentlichen Machtausübung ausgeschlossen. Es wäre aber eine Illusion zu glauben, dass sie deshalb von Natur friedfertig und frei von Vorurteilen seien. Gerade wenn sie machtlos sind, ist es für sie naheliegend, gesellschaftliche Normen zu übernehmen, um sich die Akzeptanz der Gesellschaft zu sichern. Zugleich mussten sie lernen, die eigenen Ansprüche auf indirekten Wegen durchzusetzen. Andererseits können sie aus der Position der Schwäche heraus die Gefahren des Herrschafts-

strebens deutlicher erkennen als die Männer. Um diese Chance wahrzunehmen, braucht es aber gründliche Bewusstseinsarbeit. Solche Lernprozesse werden gefördert, wenn Frauen sich zusammenfinden, um in einem Klima der gegenseitigen Anerkennung einen offenen Dialog und gewaltfreie Auseinandersetzungen zu üben.

– Dabei gilt es, nicht der Versuchung zu erliegen, die eigene, weibliche Gruppenidentität vorwiegend durch den Gegensatz zur männlichen zu definieren, sonst erliegt frau einer weiteren Form von sexistischen Vorurteilen.

– Jede Identität, welche sich durch die Abgrenzung von Menschen definiert, die mit dem Etikett «Feind» versehen werden, ist eine Pseudo-Identität, ein Gefäss ohne Inhalt. Das gilt für Individuen wie für Gruppen.

– Erfüllte Identität wird dort erfahren, wo Menschen sich Aufgaben zuwenden, die als sinnvoll erlebt werden. In der Gruppe erwachen beim gemeinsamen Einsatz für lebenswichtige Ziele die kreativen Kräfte, es wächst das Selbstvertrauen und die Freude am Zusammenwirken. So nehmen Angst und Misstrauen ab, und Feindbilder werden überflüssig.

Es liegt im Handlungsbereich jeder einzelnen Frau, in ihrem persönlichen Lebenskreis, in der Familie, am Arbeitsplatz, in der Freizeit, solche von innen heraus erfüllten Gemeinschaften aufzubauen. Damit trägt sie bereits ein Stückchen dazu bei, gesellschaftliches Gewaltpotential abzubauen.

– Frauen, die stark und kompetent genug sind, ihre in persönlicher Bewusstseinsarbeit erworbenen Vorstellungen dessen, was sie als gut und richtig erachten, öffentlich zu vertreten, haben es schwerer: Sie müssen sich als Pionierinnen in einer von vielen Vorurteilen geprägten Welt selber durchsetzen, wollen dabei ihre Zielsetzungen nicht verraten, zugleich aber auch neue, kooperative Formen der Auseinandersetzung entwickeln. Um diese Zerreihsprobe auszuhalten, brauchen sie eine Basis von möglichst vielen Frauen, die gelernt haben, kritisch zu denken und verantwortungsvoll zu handeln.

Johanna Müller-Von der Mühl, 1921, war Lehrerin am Holbein-Gymnasium und an der Berufs- und Frauenfachschnle in Basel. Seit 1980 ist sie Mitglied bei den Frauen für den Frieden.

Herrje, diese Schulterpolster...

Frausein gleich Nichtmannsein oder Frausein gleich Mannsein?

Ina Praetorius

...die einen sind wenigstens fest montiert, die teuren. Die anderen rutschen bei jeder Gelegenheit in die unmöglichsten Positionen, machen scheussliche Auswüchse, dann muss genestelt werden, selbst am Rednerpult. Eine, routiniert, erzählte mir mal, bei Fernsehauftritten seien sie ein Muss, diese Dinger, sonst wirkst du schwach, sagt sie. Du musst dich zum Mann aufpolstern, sagt sie, das gibt Selbstbewusstsein. Die Festmontierten sind die besten, sagt sie, da vergisst du, dass du Atrappe bist, da rutscht dir nicht plötzlich ein weissliches Ding in den Ausschnitt. Und bloss keine Seide, die ist so schlüpfrig, da hält kein Polster. Dabei wäre doch gerade das schwarze Wascheidenhemd, beidseitig oben gut gepolstert, besonders cool.

Die Schultern eines Professors, ich erinnere mich, die hingen zwar so rührend unmännlich herab, dass ich immer hingucken musste. Trotzdem ist er Professor geworden, sogar Dekan. Das entscheidende Markenzeichen ist wohl doch das unter der Gürtellinie. Aber da man uns noch keine vorne gepolsterten Damenjeans anbietet (Links- oder Rechtsträger wahlweise), wird halt vorerst nur oben vermännlicht.

Aber Kind, sagt eine mütterliche Freundin, warum stehst du denn nicht zu deinen weiblichen Formen (oben schmal und hängend, unten eher ausladend). «Unnatürlich» findet es eine Nachbarin, wenn ich, stadtfrein verbreitert, zum Postauto stolziere. Wozu das Imponiergehabe, überlass das ruhig den Männern, sagt sie. Rock und Birkenstock trägt sie, würde glatt mit Puffärmeln im Zischtsclub auftreten, sagt sie, wenn man sie fragen würde. Ich passe mich doch nicht an, sagt sie. Männlichkeit ist passé, die Zukunft ist weiblich. Sie kocht Sirup, riecht nach Schweiss und Kind, kein Deo, beneidenswert. Ganz Frau ist sie, nicht gerade wie Annabelle sich das vorstellt (das wäre nochmal ein ganz anderes Kapitel), unten breit, bloss dass sie kein Geld hat. Sie hat einen Mondkalender und steht auf Aromatherapie, irgendwie toll, und natürlich keinen Computer wie ich, dafür eine Getreidemühle. Sie steht auf spontane Gefühle, da

kannst du einen Kurs machen, sagt sie, nur mit Frauen, dann weisst du nachher, wer du bist, sagt sie, dann kannst du dich auch wieder mit Männern einlassen, nicht so verkrampt, sagt sie, nicht so zurechtgepolstert, dass keiner mehr sieht, wie du wirklich bist. Dann brauchst du keine Angst mehr zu haben vor denen, sagt sie, dann gibt es Frieden, wenn du weisst, wer du wirklich bist, irgendwie.

Das Ding rutscht. Meine Tochter kippt die Schulterpartie dieses lässig-männlichen Blazers nach aussen und fragt, wozu dieses Ding denn gut sei. Peinlich. Das brauche ich zum Starksein, natürlich, schaumstoffstark, wie erkläre ich das. Sie liebt Rüschen und steht auf Hellrosa und findet Busen toll, aber einen Pimmel hätte sie auch ganz gern, am liebsten alles. Bis zum fünften Lebensjahr, lese ich, ist der Realitätssinn nicht ausgeprägt. Sie wird sich auch noch entscheiden müssen, ob sie beim Rosa bleiben oder zum Polster übergehen will, später, wenn der Busen wirklich da ist und die mit den breiten Schultern immer noch das Rennen machen. Ob sie auf Männer oder wie Männer wirken will, das wird sie sich fragen müssen. Wie ich heute, vor meinem Kleiderschrank. So herum oder andersherum, wer glaubt hier noch an Identität.

Jeans mit Pailletten, Tweed, echt englischer Lord, zum Lurexbody, wer wagt gewinnt, oder eventuell Dirndl mit Lederjacke, oben Mann, unten Frau, rundum stark. Es ist alles so anstrengend, aber irgendwas musst du doch anziehen. Der Geschlechterkampf tobt, oben breit, unten schmal, oder umgekehrt, bald wird sich noch eineR hinter meinem verbreiterten Rücken verstecken wollen, statt unter weiten Weiberböcken. Wie man es früher machte. Frausein ist gleich Nichtmannsein. Oder Frausein ist gleich Mannsein. Oder wie hätten wirs denn am friedlichsten.

Du kannst einen Kurs machen, sagt sie, ehrlich, dann hast du diese Probleme nicht mehr. Dann kannst du deine Staffage einmotten, ehrlich, ich meine, *innen* weisst du dann wieder, wer du bist, irgendwie wirklich Frau oder so, nicht mehr so, ich weiss nicht, wie ich sagen soll, so unecht. Irgendwie natürlich, oder erdig oder so, anders halt, irgendwie weiblich eben.

Ina Praetorius, Theologin und Germanistin, tätig als Mutter, Hausfrau und Privatgelehrte.

Aschenputtel und seine Feindbilder

Verena Naegeli

6

Es war einmal... Aschenputtel hat noch im vorfeministischen Zeitalter gelebt. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Frauen in diesem Märchen miteinander nicht zurecht kamen. Denn alle hatten sie nur das eine im Kopf, nämlich den Prinzen für sich als Mann bzw. als Schwieger-Sohn zu kriegen. Davon schien einer jeden Glück – wir nennen es heute «Identitätsfindung» – abzuhängen. Wie sie dabei vorgehen, war rabiat und grausam. Aschenputtel wurde, nachdem seine wahre Mutter ihm gestorben war, von Stief-Mutter und Stief-Schwestern klein, unscheinbar und hässlich gehalten, damit es gar nicht auf die Idee käme, den verlockenden Mann für sich zu beanspruchen. Als dies dann doch nicht klappte, und Aschenputtel, vor allem dank seiner Schuhe, den Prinzen doch auf die eigene Spur gebracht hatte, gingen die Schwestern, auf Rat der Mutter, gegen sich selber vor. Sie versuchten durch grässliche Selbstverstümmelung ihre Füße denen Aschenputtels gleich zu machen, um so an seiner Stelle in die begehrten Schuhe zu schlüpfen und vom Prinzen als richtige Frau erkannt zu werden. Doch keine der Stief-Schwestern überstand die Identitäts-Kontrolle am Grab der wahren Mutter, welche, obwohl tot, Aschenputtel schlussendlich zur Heirat mit dem Königssohn verhalf. Die Schwestern aber sollten fürderhin Aschenputtels Glück weder sehen noch beneiden können. So wurden ihnen von Vögeln die Augen ausgepickt.

Traurig, dass Frauen sich gegenseitig so Feind werden mussten...

Eine feministisch erwachte Analyse hat die Gründe einsichtig auf den Mann zurückgeführt.

Zwar sind im Aschenputtelmärchen sowohl Väter wie Prinz eigenartig passiv. Fast drängt sich das Gefühl auf, dass die weiblichen Taten geschehen, weil die Männer so beharrlich nichts von sich aus entscheiden. Wie dem auch sei, das Patriarchale der Geschichte zeigt sich zumindest in der Annahme der Frauen, sie könnten nur via Prinzgemahl das Glück einer eigenen Identität finden. So werden sie durch ihre eifersüchtigen Kämpfe Opfer des Systems.

Das sich daraus ergebende Fazit war klar: Keine soll sich mehr in auf Männer ausgerichtete verführerische Schuh- und andere Formen zwängen. Die Zeit der allzeit bequemen, geräumigen Sandalen brach an. Sie erlaubten und beherbergten in grosszügiger Mütterlichkeit die unterschiedlichsten Frauenfüsse. Das weibliche Glück – die Identitätsfindung – begann, bodenverbunden, seine Wurzeln unter den eigenen solid-solidarischen Sohlen wiederzufinden und musste nicht mehr künstlich ertripelt noch erheiratet werden. Geschichtsgläubige, utopische Erinnerung an ein friedvolles, patriarchat- und gewaltfreies goldenes Zeitalter glücklicher Weiblichkeit liess eine Zeitlang – eigenartig geschichtslos – seine ebenso weibliche Wiedererlangung erhoffen und erspüren.

Hätte Aschenputtel jetzt gelebt...

wäre die Geschichte mit dem Prinzen nebensächlich geworden.

Es hätte ihn wahrscheinlich doch geheiratet, und wenn auch die Form der Schuhe gleichgültig geworden wäre, hätte es doch gefunden, dass seine immer noch aussergewöhnlichen Füsse einmalig zur charaktervollen Nase des Prinzen passten, und wenn schon Kinder, dann doch hübsche Kinder... Aber Illusionen über so erlangtes Glück hätte es sich keine mehr gemacht. Mochte es auch persönlich einer passablen, männlichen Ausnahme begegnet sein, das herrschende System blieb patriarchal und schlecht.

Es gab auch keinen Grund mehr, eventuell eifersüchtigen, böswilligen Schwestern die Augen auszukratzen. Denn hatten es nicht jene im Grunde genommen sogar besser, da sie sich ohne Mann kompromissloser und zorniger dem Patriarchat widersetzen und die verheissene friedvolle Schwesterlichkeit verwirklichen konnten?

Zwar wurden unter den Schwestern neuerdings Zweifel laut...

denn irgendwo mussten doch die Frauen zu den desolaten Entwicklungen patriarchaler Zustände mehr als nur Fuss geboten haben. Sie waren ja immerhin von Anfang an mit dabei. Die Dialektik des mächtig ohnmächtigen Opfers wurde entdeckt. Mögliche Mittäterschaft von Frauen brachte kalte Zugluft. Nicht alle waren aber bereit, im erst vor kurzem (zurück-)eroberten Paradies weiblicher Friedfertigkeit die Zelte schon wieder abzubrechen. Es entstand Streit – doch wieder Schwesternstreit –, obwohl doch diesmal kein Prinz mehr zu verlieren war.

Es ging um unterschiedliche Sichtweisen und um nicht mehr übersehbare Unterschiede unter Frauen. Wieder wurden sich Frauen zu Feindinnen.

Doch da entstand aus der Differenz das weibliche Vorbild...

Aschenputtel, seine Schwestern, Stief-schwestern, Mütter, Stiefmütter und jetzt auch Töchter erkannten, dass auch bei unbegehrtem Prinz miteinander

nicht immer gut auszukommen war. Ursache mussten die immer noch tief sitzenden patriarchalen Normen sein. Dualistisches Denken, nach dem eingeteilt wird in gut und böse, falsch und richtig, schön, hässlich...

Einige entschlossen sich, sich weiter an der gemeinsam, wenn auch mittätig, erlittenen Schwächung zu stärken und sich vor Konkurrenz und Feindbildern untereinander zu schützen, indem sie möglichst am gleichen Ort blieben. Andere forderten im Gegenteil die erkannte Differenz heraus und es gelang ihnen, das Trennende in gegenseitige Stärke zu verwandeln. Aus den Feindbildern wurden Vorbilder.

Konnte eine etwas besser, brauchte die andere sich nicht zu grämen, sondern hatte das Glück, von ihr zu lernen. Jede gebar, in diesem Sinne, in dem, was sie konnte, was sie wurde, als symbolische Mutter für die andere eine neue Möglichkeit der weiblichen Existenz. So begannen Aschenputtel und seine weiblichen Verwandten sich in ihrem Glück – in ihrer Identitätsfindung – gerade aus ihrer Verschiedenheit heraus zu stärken. Jede konnte die ihren Fuss- und Schuhformen entsprechenden Schritte unternehmen. Dabei bedeutete das gegenseitige Zutrauen, die Treue – *affidamento* – viel. Indem sich Frauen weiterhin in erster Linie auf Frauen bezogen, blieben sie dank dieser weiblichen Genealogie doch auf dem gleichen und richtigen Weg. Verbindlicher Friede unter Frauen blieb denkbar.

Die nur weibliche Genealogie – ein Engpass?

Die Bewegung der feministischen Theologie hat bis hierher die, in Wirklichkeit nicht ganz so märchenhaft einfachen, Entwicklungsschritte der Frauenbewegung mit- und nachgemacht.

Auch hier haben Aschenputtel und seine Schwestern sich gefunden, sich wieder zerstritten. Feindbild mit Vorbild ausgetauscht und bei aller Vielfalt den prinzipiell gemeinsamen Weg des «wir Frauen», der primären Frauensolidarität, nicht aufgegeben.

Und gerade dieses immer noch prinzipiell Gemeinsame führt heute – auch feministisch-theologisch – in einen Engpass.

Haben wir es endlich geschafft, die Differenzen zwischen Aschenputtel und seinen Mütter-Schwestern kreativ zu denken, – tatsächlich etwas gewonnenes Identitätsglück – so können wir diese dynamische, schöpferische Möglichkeit des Unterschieds nicht mehr nur auf Frauen beschränken. Die erfahrene Selbststärkung wirkt zurück auf die noch vorrangige Identitätsdifferenz – jene zwischen den Geschlechtern. Auch diese wird wieder, neu interpretiert, zum symbolisch-schöpferischen Ort. Sie kann endlich aus ihrer von einigen Feministinnen eigenartig wenig «theoretisierten» Privatsphäre heraustreten. Vielleicht verliert sich dann, z.B. an Frauentagungen, die Diskrepanz zwischen der öffentlichen Diskussion, in der Begriffe wie patriarchale Unter-

drückung, frauensolidarischer Widerstand und weibliche Genealogie Gemeinplätze geworden sind, und dem diskreten Pausengespräch, in dem erzählt wird: «Ich habe übrigens geheiratet» oder: «Ich habe zu Hause auch einen Sohn...»

Haben wir einerseits aus der weiblichen Differenz das in jeder Differenz enthaltene Schöpferische wieder entdeckt, so kann uns andererseits die unauslöschbare Erfahrung der zerstörerischen Gewalt in der Geschlechterdifferenz, zwischen Männern und Frauen, von der immer noch beliebäugelten Naivität bewahren, unter Frauen eines Tages, wenn das System überwunden ist, einfach gut oder zumindest besser zu sein. Als wirklich Subjekt gewordene und werdende Frauen können wir uns nicht



länger auf die Inseln einseitiger Friedfertigkeit oder Vorbildlichkeit zurückziehen und das Böse, Gewaltvolle, Zerstörerische, wenn auch diffus dem System angelastet, doch eigentlich den Männern überlassen.

Dein Weg ist nicht mehr mein Weg

Aschenputtel war bereits im Märchen eine ausgesprochen kühne junge Frau und wäre nach langer bewusst-konsequenter Frauenbezogenheit heute vielleicht wieder soweit zu sagen: «Dein Weg ist eben nicht mehr mein Weg» bzw. «Geh doch deinen Weg ganz und selber». Was Ruth in der Bibel zwar als persönlich rührende Geschichte der Noemi anvertraute, war ursprünglich nicht und kann heute nicht mehr allgemeine Frauenmaxime sein. Es könnte sich so ein neues Verständnis der nötigen Verlässlichkeit unter Frauen auf-tun. Nämlich, dass wir uns in offener, ausgesprochener Unterschiedlichkeit als einzelne aufeinander verlassen und uns so auch verlassen können.

Und das weiblich mütterliche Nest ein Stück weit verlassen müssen wir, wenn wir wirklich als einzelne jetzt die volle, mächtige und ohnmächtige Erbschaft unserer geschichtlich gewordenen Natur und Kultur antreten wollen. In dieser Erbschaft, in der Geschichte jeder einzelnen, hat sich unzählige Male Weibliches und Männliches verbunden.

Schöpferisch und zerstörerisch. Beziehe ich mich als Frau in der persönlichen Gestaltung weiterhin auf nur weibliche Genealogie, so wird meine, zumindest formulierte Identität, eine geschichtlich halbe bleiben. Genauso wie die patriarchale Ahnenherrschaft die andere Hälfte ausser acht liess. Die innere Achse der Geschichte ist eine zutiefst gemeinsame und aus ihr erwächst unser nicht mehr in Gut und Böse zerlegbares Erbe.

Als Erbinnen und Fortfahrrinnen einer theologischen Tradition gehören zu unseren VorfahrInnen also nicht nur z.B. Ruth und Noemi, sondern genauso wieder Kain und Abel. Auch Frauen sind zu allem fähig. Zwar können sich die Art des Tuns oder Zulassens oder Hindernis je nachdem, ob Frau oder Mann, je

nachdem, welche oder welcher, zwar unterscheiden, jede und jeder steckt aber in ihrer/seiner theologisch ernst genommenen Menschlichkeit in diesem ererbten Spannungspotential zwischen Gut und Böse. Alle stecken wir in dem, was sich theologisch schon lange Erbsünde nennt.

Alle sind im Zustand der Erbsünde

Eigentlich ein schöner, befreiender Begriff, diese Erbsünde. Er befreit diese oder jene Menschheitsgruppe vor der inneren Versuchung, das Böse von sich abzuspalten, nur weil es ihr gelingt, etwas nicht oder anders zu tun als andere und so das äusserlich Sichtbare für messbare Schuld oder Unschuld zu halten. So haben die ChristInnen die Juden und Jüdinnen belastet, die Männer die Frauen, die Frauen die Männer usw. Demgegenüber schafft der Begriff der Erbsünde eine Verbundenheit zwischen den Menschen, die tiefer greift und die sich eben nicht aus einem besonderen ethischen Tun noch aus einer bestimmten Ordnung – z.B. der Zugehörigkeit zur Ordnung der Geschlechterdifferenz – heraus ergibt. Diese Verbundenheit hat ihren Ursprung in der existentiellen Sünden-Situation jedes/jeder einzelnen. Bei noch so gutem – und bestimmt wichtigem – ethischem weiblichem oder männlichem Verhalten hat es keine in der Hand, was sie mit ihrem Le-

ben anrichtet oder nicht verhindert. Hat das theologische Reden noch einen Sinn, so setzt es eben in dieser, in der inneren Spannung zwischen Gut und Böse gehaltenen, Situation jeder einzelnen Frau und jedes einzelnen Mann ein. Es geht um die Frage, was da erlitten könnte. Was da geschehen könnte. Dieses zwischen Gott und der/dem einzelnen geglaubte Geschehen ist an keine Ordnung, keine Geschlechterdifferenz, keine «Gesetzlichkeit» gebunden und deshalb zutiefst befreiend.

Viele Frauen sind, auf die Länge der Geschichte gesehen, in Kürze einen weiten, gemeinsamen Weg gegangen um selbst-bewusst heute jede für sich in Gut und Böse einsteigen zu können. Ich meine nicht, dass sich die äusseren Verhältnisse so entscheidend verändern hätten. Eben gerade nicht. Wird aber auch in der feministisch-postfeministischen Theologie die einzelne als mündig Gesprochene ernst genommen, so ist es eigentlich mit der Pubertätszeit der in der Kränkung zornig gewordenen Vater-Töchter und der auf einem Auge sich selbst gegenüber etwas blinden Mutter-Bezogenen vorbei.

Zurück zu Aschenputtels FeindInnenbildern

So kann es Aschenputtel und seinen Kolleginnen auch gelingen, die verlorenen, weggeschobenen weiblichen FeindInnenbilder zurückzugewinnen und sie in ihrer ganzen Vielfalt um sich zu scharen.

Vielleicht ist es in dieser Hinsicht ähnlich wie mit den Gottesbildern: Da wir uns keine machen sollten, machen wir uns besser viele, weil wir dann nicht vergessen, dass die Bilder Bilder sind und mehr über uns selber sagen, unser Verhältnis zur Realität, als über die Realität an sich.

Feind- und andere Bilder – sie alle sind Vor-Bilder – sitzen zuerst in uns selbst. So ist sich Aschenputtel auch selber Mutter und Stiefmutter, Schwester und Stief-Schwester, ist sich gut und böse, kann leben lassen und lässt nicht gerne Platz für andere. Beneidet und bewundert. Ist zart und grausam.

Indem wir das Feindliche in uns, um uns herum in beweglichen FeindInnenbildern erkennen und benennen, befreien wir uns ein Stück weit von seiner unsichtbaren hindernden Macht.

Wie das kühne Aschenputtel kann jede, durch FeindInnen- und FreundInnen-Bilder hindurch und so weit es geht, ihren Weg zum Glück – zur eigenen Identitätsfindung – gehen.

Verena Naegeli ist Theologin. Sie hat während mehrerer Jahre in Frankreich zusammen mit einer Freundin einen biologisch geführten Bauernhof bewirtschaftet und war dann Studienleiterin für feministische Theologie in Biel. Zur Zeit beendet sie ihre Pfarrerinnenausbildung als Vikarin in Zürich.

Gegen das «Katastrophenwissen» anarbeiten

Ein Gespräch
über unsere Friedensvisionen

8 Vor vier Jahren taten wir uns als Gruppe zusammen. Seither treffen wir uns ungefähr monatlich bei einer Frau zu Hause und versuchen, ein Stück Frauenkirche zu leben. Der Austausch von Hoffnungs-Samen in einem Meer von Katastrophen und das regelmässige Feiern alltäglicher Anlässe oder spezieller Ereignisse ist unser wichtigstes Anliegen. Wir, das sind Luzia Sutter Rehmann (32), Monika Hungerbühler (33), Doris Strahm (38), Pat Remy (45), Elsi Arnold (61), Else Kähler (74), Helen Geiser (76) und Marga Bührig (76). Das folgende Gespräch, das wir an zwei Abenden in verschiedener Zusammensetzung geführt haben, wurde von Monika Hungerbühler bearbeitet und ist hier in Auszügen wiedergegeben.

Monika: Wie sehen unsere persönlichen Friedensvisionen aus, was glauben und hoffen wir, auf was hin arbeiten wir?

Pat: Wir alle fühlen uns zum Frieden bewegt und setzen uns bestimmte Ziele, kurzfristige, mittelfristige; es ist dann sehr schwierig zu erklären oder aufzuzeigen, was das dann mit dem Frieden zu tun hat im Sinne eines umfassenden Schalom. Friedensarbeit ist ein so grosses Wort, und natürlich geht es nur durch die Kleinarbeit, und alles, was man dann aufzählt, muss mickrig klingen.

Monika: Was mich interessiert, sind unsere Friedensvisionen von der Alltagsarbeit bis zur Offenlegung dessen, was uns zutiefst innen hält und was wir glauben, wieso wir das machen, was wir machen.

Helen: Ich habe im Moment sehr Mühe, Friedensvisionen zu haben, ich habe das Gefühl, wir bewegen uns alle auf einer ganz dünnen Eisschicht und jeden Augenblick geht es ins Wasser, und darum habe ich eine wahnsinnige Mühe, Visionen zu haben; ich habe Negativvisionen.

Pat: Kannst du ein paar von deinen Negativvisionen nennen?

Helen: Alles, was ich sehe, geht kaputt, ich kann keine Reise mehr machen, weil ich weiss, die Orte, die ich sehr schön fand, sind alle verschandelt; man

braucht nur in der Schweiz rumzuschauen.

Luzia: Aber deine Negativvisionen beruhen ja auf positiven, sonst hättest du sie ja nicht. Wenn du sagst, du hättest mehr negative, dann sind sie dir wahrscheinlich jetzt näher, und das tut dir so weh. Aber nur, weil du Friedensvisionen hast, kann es dir überhaupt weh machen.

Monika: Ja, und du bist ja auch politisch aktiv. Dazu kommt mir eine meiner Visionen in den Sinn. Seit ich nicht mehr in der Kirche arbeite, ist in mir das Bedürfnis gewachsen, mich wieder zu verbinden. In der Kirche hatte ich das Gefühl, einer Lobby anzugehören, nachher fühlte ich mich als einzelnes Atom im Weltall und merkte, so kann und will ich nicht existieren und bin einer Partei beigetreten. Da hatte ich dann wieder das Gefühl, irgendwo dranzuhängen, wo ganz fest die Vision dahintersteckt, nur zusammen kann man etwas erreichen, da, wo eine Idee trägt und verbindet oder einem Beine macht.

Luzia: Wenn ich an Friedensvisionen denke, dann merke ich, dass ich wahnsinnig nach Gerechtigkeit und Frieden dürste und hungere. Manchmal ertrage ich die Nachrichten nicht mehr, daneben Mittag zu essen, manchmal möchte ich am liebsten den Teller aus dem Fenster schmeissen. Das Spüren dieser Vernetztheit... als SchweizerInnen hängen wir einfach so irgendwo drin... wenn wir doch nur den Teller jemandem bringen könnten oder nur die Hälfte essen und die Hälfte jemandem geben. Ich wollte so sehr, dass es einmal gut wäre. Dass wir das Brot in Frieden essen könnten.

Pat: Ja, die Friedensvisionen z.B. bei Jesaja sind nichts Verrücktes, einfach, dass jede/r die Frucht seiner/ihrer Arbeit geniessen kann, gar nichts Wildes. Einfach, dass die Ausbeutung aufhören könnte, was das für Lateinamerika oder Afrika bedeuten würde... Ich frage mich, was setze ich für kurz- und mittelfristige Ziele, damit es mindestens Richtung Frieden geht. Warum die Menschen in Jugoslawien aufeinander schiessen müssen, begreife ich nicht...

Luzia: Es ist eine Stimmung des Leidens am Unfrieden. Daraus entstand ja auch das Frauenkirchenfest. Wir wollten ein Thema aufgreifen und ein Fest feiern, aber dann begannen wir zu jammern und zu jammern; heutzutage trauen wir uns ja kaum mehr, ein Fest zu feiern.

Monika: Im Buch von Amy Tan «Die Töchter des Himmels» steht auch so etwas: im japanisch-chinesischen Krieg versuchen vier Frauen jede Woche mit den bescheidensten Mitteln ein Fest zu feiern, zu kochen und zu spielen, um den Mut zum Leben nicht zu verlieren...

Doris: In Lateinamerika z.B. sieht man auch, dass Menschen selbst in der grössten Armut das Leben immer wieder

feiern, und das ist etwas, was wir einfach nicht mehr können. Das ist eine Art Krankheit des Westens, dass unsere Vorstellungskraft besetzt ist vom Negativen... Deshalb ist es für mich so wichtig, dass von irgendwoher andere Bilder, auch biblische Bilder, herkommen, Bilder von einem anderen Leben, die sich mit dem Gegebenen einfach nicht zufriedengeben.

Luzia: Die Erinnerung. Die Kraft der Erinnerung.

Helen: Ja, das ist für mich auch ein Grund, diese Erinnerung. Ich könnte nicht sein, ohne etwas zu tun.

Luzia: Ja, und du machst auch so viel. Du musst ja irgendwo eine Riesenpower haben...

Helen: Die habe ich auch. Und ich muss zugeben, wenn ich an einem schönen Tag aufwache oder eine schöne Blume sehe – da bin ich plötzlich «high». Aber dann kommt das andere wieder rauf.

Luzia: Friedensvisionen – woran arbeite ich momentan? An der Umstrukturierung der Kirche z.B.! Das ist so mühsam! Im Detail sind das langweilige Sitzungen, Missverständnisse und hie und da ein Millimeter in die richtige Richtung, aber im Grunde geht fast nichts. Und doch muss man Sand im Getriebe sein.

Helen: Wenn ich zwanzig Jahre zurückschaue, so muss ich aber sagen, dass es heute gewisse Dinge gibt, die heute selbstverständlich sind und früher niemals möglich gewesen wären, in der Kirche oder sonst. Z.B. eine Abstimmung übers Militär. Stell' dir das vor zwanzig Jahren vor – da wären wir LandesverräterInnen gewesen. Es verändert sich schon etwas und nicht alles zum Schlechten. Es gibt auch kleine Lichtblicke.

Pat: Auch mir tut es gut zu denken, dass es ein paar Gleichgesinnte gibt. Und dann hofft man immer, dass dies irgendwann mal ein kritisches Mass erreicht und dass etwas umkippt. Es ist für mich wahnsinnig trostlos zu lesen, wie Bartholomé de las Casas vor 500 Jahren versucht hat zu beweisen, dass IndianerInnen auch Menschen sind. Gut, er hat protestiert, und Gott sei Dank, hat er protestiert, denn es wäre vielleicht schlimmer, wenn er nicht protestiert hätte; aber viel hat der arme Mann nicht erreicht. Und ich frage mich nun, wann erreichen wir das kritische Mass? Ich lebe auch davon, dass wir es vielleicht eines Tages erreichen. Aber hin und wieder habe ich schlechte Tage, wo ich sage: wahrscheinlich nicht mehr in meiner Lebenszeit.

Luzia: Ich bin froh um Las Casas, dass es damals überhaupt jemanden gegeben hat, der protestiert hat, und wir das heute historisch wissen, das gibt Luft. (...)

Doris: Ich merke, dass bei mir der Wunsch oder auch das Wissen darum, dass es etwas anderes gibt, viel damit zu tun hat, dass mir Werte wie Gerechtigkeit, Solidarität und Mitmenschlichkeit

ganz tief eingepflanzt worden sind, einerseits durch meine Eltern, andererseits durch biblische Geschichten. Ich finde es schlimm, dass die Gesellschaft, in der ich lebe, diese Geschichten und diese Grundwerte immer weniger kennt. Dann bekomme ich Angst und zwar nicht unbedingt, weil ich es schade finde, dass die Kinder das Christentum – jedenfalls in seiner institutionalisierten Form – nicht mehr kennen, sondern dass sie die Grundwerte der Humanität nicht mehr kennen, nicht mehr mit Geschichten und Bildern leben, die etwas anderes ausdrücken als Mickey Mouse oder die Teenage Mutant Heroe Turtles usw.

Luzia: Was fehlt, ist die gefährliche Erinnerung, z.B. an den Exodus.

Helen: Ich finde, wir müssen aufpassen. Ich kenne Leute, in eurem Alter, die ähnliche Vorstellungen von Gerechtigkeit haben, die aber nie etwas von Kirche und Religion mitbekommen haben. Sie haben all diese Geschichten nicht, sie haben andere.

Pat: Es ist toll, wenn sie andere Geschichten haben. Wenn in einer Familie ein gewisses politisches Bewusstsein vorhanden ist..., aber das ist auch die Minderheit, oder?

Helen: Ja, es wird immer die Minderheit sein. Aber es ist auch nie etwas Neues von einer Mehrheit ausgegangen.

Luzia: Ich habe manchmal ein schlechtes Gewissen. Ich möchte viel mehr tun. Was tue ich denn effektiv? Ich zapple ein wenig in der Kirche herum, an meiner 50 %-Stelle. Und beim Schreiben der Dissertation sitze ich im-

mer allein am Computer. Da denke ich oft, was trage ich denn zur Heilung der Welt bei? Natürlich könntet ihr sagen, dass dies an irgendeinem Eck noch Relevanz hat, aber irgendwie leide ich auch darunter. Oder dann hüte ich noch mein einziges Kind, sitze auf dem Spielplatz und denke, auch das ist irgendwie sehr wichtig. Aber es ist so unbeschreibliche Detailarbeit, dass ich den Horizont oft wirklich nicht mehr sehe.

Helen: Es ist Detailarbeit!

Luzia: Wenn ich von meinem schönen Büro komme und dann all diese Bettler, die es in letzter Zeit immer vermehrt gibt, sehe, dann denke ich oft, hier, genau hier geht es doch um die Wurst. Meistens gebe ich ihnen nichts oder wenn, dann nur wenig, obwohl ich weiss, dass zehn oder hundert Franken meinem Portemonnaie nicht richtig weh tun würden.

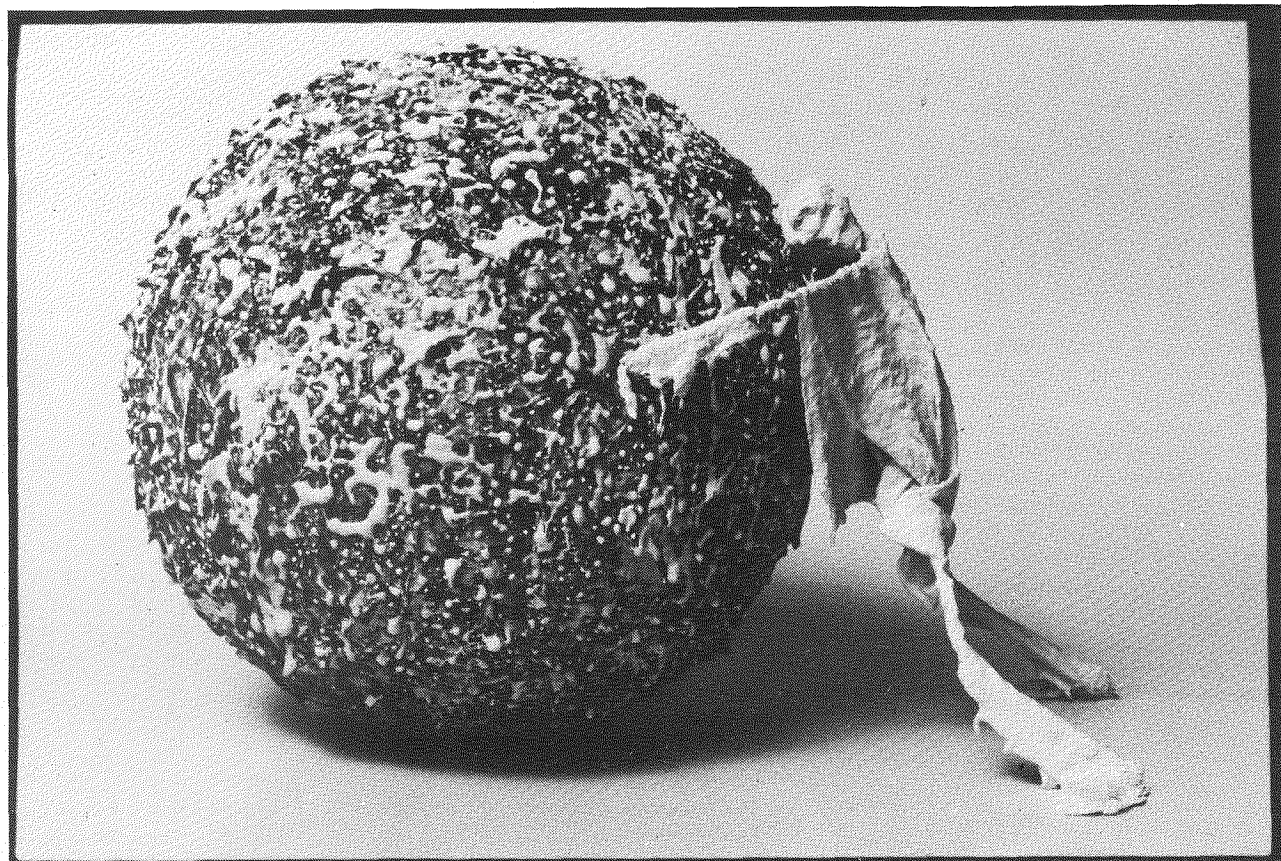
Pat: Wegen dem Bettler. Ich kenne eine Frau, die hat ein Projekt: ein Haus für Obdachlose. Ihre Vorstellung ist, dass sie nicht darauf besteht, dass die Clochards trocken werden. Während sie im Haus sind, müssen sie trocken sein, damit sie eine gewisse Ordnung hat, aber sie können weggehen, zwei Wochen wegbleiben, sich besaufen, wenn es ihnen guttut. Sie sind aber immer wieder willkommen. Natürlich mit der Hoffnung, dass sie selbst merken, es geht mir besser, wenn ich verzichte. Es nützt nichts, wenn wir einem Clochard hundert, zweihundert Franken geben, wir wissen, er geht in die nächste Kneipe damit. Aber meine hundert Franken in diesem Haus einzusetzen, das wäre et-

was. Da ist eine engagierte Gruppe, die zusammen etwas aufbauen will. Eine kleine, winzige Gegenstruktur. Du musst immer wieder an die kleinen Winzigkeiten denken, sonst würdest du durchdrehen.

Doris: Solche Gegenprojekte sind auch für mich ganz wichtig, weil sie zeigen, dass anderes möglich wäre. Ich kann einfach nicht akzeptieren, dass alles durch und durch hoffnungslos und schlecht ist und dass die Menschen im Tiefsten schlecht sind. Ich brauche solche Menschen, ob das Bartholomé de las Casas ist... oder andere Menschen heute, weil irgendetwas in mir daran glaubt, dass Menschen gut sein können – obwohl ich gleichzeitig auch weiss, dass sie Bestien sind. So kann ich auch mir selbst vertrauen, dass ich gut werden kann... Mir kommt zu dem Thema auch das Stichwort «Katastrophenwissen» in den Sinn. Wir sind voll davon. Wenn du nur noch um Katastrophen weisst, dann macht dich das kaputt. Deine Seele wird völlig öde.

Monika: Deshalb finde ich es wichtig, an allen möglichen kleinen Projekten mitzuarbeiten und so gegen dieses «Katastrophenwissen» anzuarbeiten manchmal auch aus Trotz, wie du das einmal gesagt hast, Pat.

Pat: Ja, in den guten Tagen engagiere ich mich aus Freude, in den schlechten aus Trotz. Ich tue für mich das Menschenmögliche, je nach «Wetterlage» sozusagen. Ich könnte immer mehr tun, das ist klar. Irgendwie verbrauche ich mich auch. Ich tue das Menschenmögliche, entweder reicht es aus, oder es reicht nicht aus.



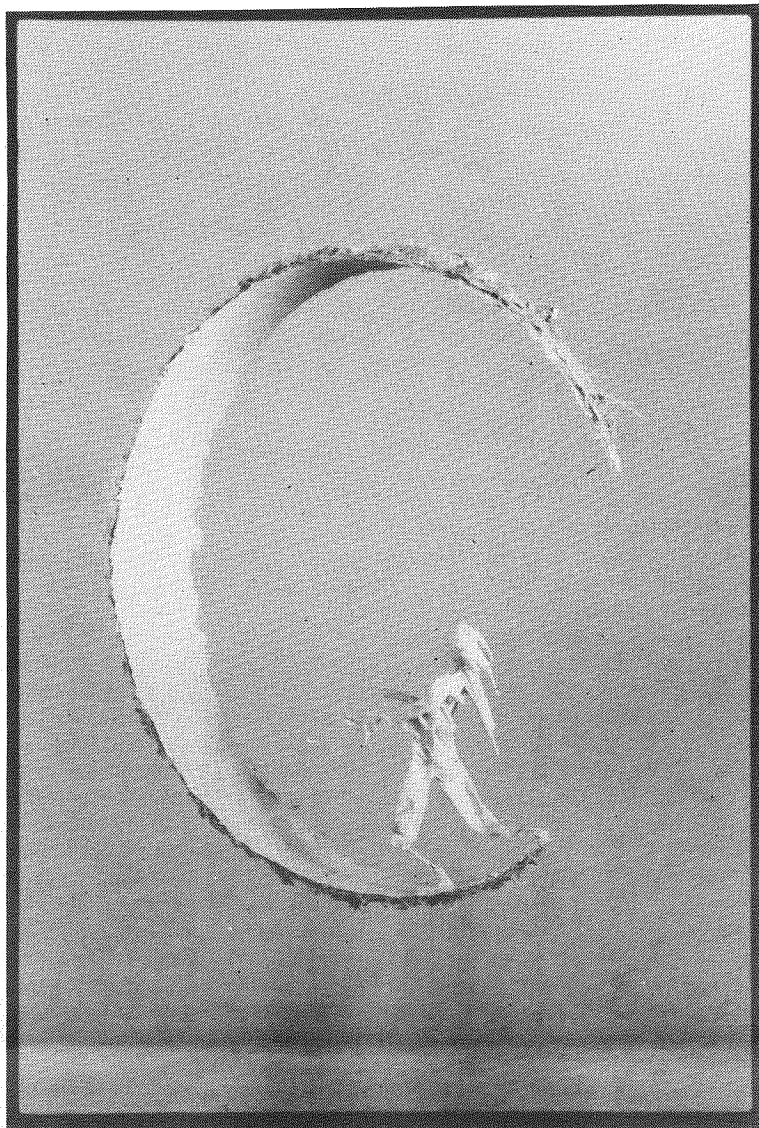
Am zweiten Abend, an dem wir unser Gespräch fortführten, war überraschenderweise Dorothee Sölle bei uns zu Gast.

Dorothee: Innerhalb der Friedensbewegung sind die vielen Menschen, die da mitgemacht haben, lau und desinteressiert geworden, weil der Anschein der Abrüstung erzeugt wird. Soldaten werden abgebaut, Atomwaffen werden abgebaut, aber wenn ich das richtig verstehe, ist in Wirklichkeit eine phantastische Umrüstung im Gange – wie eben auch schnell bewegliche Waffen und internationalisiert auftretende Truppen: «Wir alle stehen hinter dem Feind der Demokratie, alle gemeinsam müssen wir den Feind bekämpfen» – diese Rhetorik... Das macht es immer schwerer, von einem wirklichen Frieden, der ja in unserem Sinne mit Gerechtigkeit verbunden ist, zu reden.

Marga: Was ist denn wirklich anders geworden? Im Grossen sehe ich das auch sehr pessimistisch. Die Situation in der Schweiz ist überhaupt nicht besser, aber anders als in Deutschland. Und vielleicht in einer gewissen Hinsicht noch schwieriger, weil dem Durchschnittsschweizer überhaupt nicht begreiflich zu machen ist, worum es geht. Wir haben keinen Krieg gehabt, das Flüchtlingsproblem – dass wir diese Menschen an der Grenze zurückgeschickt haben –, das wir aufzuarbeiten hätten, war nicht gewaltig genug, um ein Volk zu erschüttern. In Deutschland ist eine Erschütterung passiert, in der Schweiz ist das nicht passiert. Insofern ist das, was vor zweieinhalb Jahren passiert ist, tatsächlich erstaunlich, weil noch vor 10 Jahren eine Abstimmung über die Abschaffung der Armee überhaupt nicht zustande gekommen wäre, oder die Tatsache, dass im Volk innerhalb von zehn Tagen 100 000 Stimmen gegen die Flugzeugbeschaffung gesammelt werden konnten, das ist völlig erstaunlich. Dass in einem Volk, wo diese Erschütterungen nicht stattgefunden haben, jetzt plötzlich etwas aufbricht... Das war auch grossartig organisiert von der GSoA (Gruppe für eine Schweiz ohne Armee)...

Dorothee: Die Schweiz ist ein real existierendes kapitalistisches Land mit anderen Anflügen von Demokratie als Deutschland. Ich finde das ganz lustig – wenn Europa das bedeuten könnte, dass man sich an den verschiedenen Initiativgruppen entlanghangelt; statt das Europa der Konzerne ein Europa der Bewegungen aufbauen.

Doris: Zum Stichwort «Europa der Bewegungen» – da fand kürzlich in Luzern unter dem Motto «Kairos Europa – Unterwegs zu einem Europa der Gerechtigkeit» ein schweizerisches Treffen statt. Da ist bei mir die Frage nach den Visionen auch wieder aufgetaucht. Wir haben da in Ateliers sehr viel Analyse betrieben, was ich sehr wichtig finde, aber wir hatten wenig Visionen, wir hatten kaum Zeit für Strategien und zu fragen, wo ist denn überhaupt Widerstand



möglich, wo könnte ich mich konkret engagieren; da blieb bei mir dann ein gewisses Ohnmachtsgefühl zurück. Auf dem Weg zu diesem Treffen habe ich in den «Neuen Wegen» deinen Artikel, Dorothee, über den Luxus der Hoffnungslosigkeit gelesen, dass es vermehrt wichtig ist, dass wir einander Geschichten des Gelingens und von gelungem Widerstand – und sei er noch so klein – erzählen sollten. Der einzige Ort an diesem Weekend, wo ich gespürt habe, doch, das ist für mich eine Art, die Vision am Leben zu erhalten, war das Fest: am Abend gab es ein Weltfest. Da kamen verschiedene Völkergruppen (AfrikanerInnen, KurdInnen, TamilInnen), die haben getanzt, gesungen, das war sehr eindrücklich, da war diese Kraft spürbar.

Was mich im Moment so beschäftigt, ist: können wir uns nur in unserer Ohnmacht und im Leiden solidarisieren? Wäre es nicht viel wichtiger oder zumindest auch wichtig, unserem gemeinsamen Feiern, ohne die Analyse beiseite zu lassen, Raum zu geben; unsere Lebens- und Widerstandskraft zu feiern – dass überhaupt noch etwas da ist, das über die Resignation hinausreicht –, und uns auch in unseren Stärken zu verbünden und nicht dauernd dieselben Analysen zu wiederholen, sie nochmals und nochmals zu verfeinern? Ich sehe

zu wenig, wo ist da ein Ansatzpunkt für Widerstand? Und dann kommt die Analyse nochmals und sagt, auch der Widerstand wird wieder eingebunden. Wir haben auch schon darüber gesprochen, dass z.B. die Abstimmung über die Schweiz ohne Armee nicht wirklich etwas geändert hat am System, und da habe ich mich gewehrt und gesagt: mag sein, aber für mich ist es wichtig, dass ich in einer Stadt lebe, in der über ein Drittel der Bevölkerung die Armee nicht will. Das ändert mein Lebensgefühl, es gibt mir Mut, auch wenn das Ganze vielleicht politisch wieder irgendwie vereinnahmt werden kann.

Dorothee: Was ich ganz furchtbar finde, womit ich gar nicht fertig bin: Da gibt es doch diesen klassischen Satz aus der Arbeiterbewegung «Wissen ist Macht». Die Leute sind damals nach dem 14-Stunden-Tag von Baracke zu Baracke gegangen und haben den Leuten erklärt, was sie wissen müssen. Sie haben sich in einer ungeheuren Anstrengung organisiert und sich mit der Analyse vertraut gemacht und diesen Lernprozess gemacht, aber zugleich die Organisation vorangetrieben, die dann die Geschichte verändert hat. Und heute habe ich ständig das Gefühl, Wissen und noch mehr Wissen und es noch genauer wissen ist Ohnmacht. Es stimmt gar nicht mehr, was diese Grossväter und

Urgrossväter uns erzählen, dass Wissen uns ermächtigt, sondern es verkleinert eigentlich meinen Radius. Ich empfinde das sehr oft im Gespräch mit «der Intelligenz», dass Wissen in Zynismus umschlägt und nicht in Handlung. Nur bei ganz wenigen Gestalten sehe ich das, z.B. bei Bertrand Aristide in Haiti, das ist ein wunderbarer Mensch. Da spürst du, wie das Wissen Kraft gibt.

Helen: Wissen allein genügt nicht.

Luzia: Deshalb sitzen wir hier monatlich einmal zusammen, um ein wenig zu feiern, und das machen wir zur Stärkung, das ist unsere kleine Quelle, dass wir zuerst zusammen essen, reden und klagen und seufzen und danach aber auch feiern. Das gibt uns allen viel.

Dorothee: Ich glaube wirklich, die Sprache der Analyse reicht nicht. Sie ist hinten und vorn zu kurz. Sie ist zwar unverzichtbar, aber sie allein reicht nicht. Jesus hat ja auch nicht gesagt: Jetzt bist du krank und liegst im Bett, sondern nimm dein Bett und steh auf! Das ist eine nicht-analytische Sprache, das ist eine transzendierende Sprache. Er sagt ja nicht, was ist. Heute müssen wir sagen, was ist, weil es ja unbekannt ist, es wird ja überall verschleiert. Aber es reicht trotzdem nicht aus, und das ist sicher eins der tiefsten Probleme der Linken.

Luzia: Es geht ja auch um das Leben. Wichtig sind ja nicht nur andere Sprachformen, sondern auch andere Lebensformen. Wir sind in unserer Gruppe ja auch am Suchen, z.B. mit dem Ritual des Teilens von Brot und Wein.

Dorothee: Was ich auch sehr schön finde, ist das Ritual des Aussendens...

Elsi: Ein solches Aussendungs-Ritual haben wir erlebt, bevor wir, Else, Marga und ich, zu dritt nach Canberra gegangen sind. Ich erinnere mich, dass wir alle drei, getrennt voneinander, dieses Blatt Papier durch alle Kontinente mitgetragen haben, zu verschiedenen Zeiten gelesen haben. Das hat uns getragen und auch gestärkt. Von dieser Gruppe fühle ich mich jedesmal hinausgeschickt, dorthin, wo ich dann in den Alltag gehe, ob das jetzt ausgesprochen ist oder nicht. Für mich ist es eine der beglückendsten Erfahrungen in dieser Gruppe, dass dem so ist.

Luzia: Die Fest-Vorbereitung fürs Frauenkirchenfest ist für mich auch Hoffungsarbeit, auch wenn sie zwischendurch nervig oder stressig ist, aber was da möglich ist, das ist unglaublich, da ergeben sich Möglichkeiten!

Doris: Nochmals zurück zu den Visionen: Ich frage mich ja immer wieder, warum ich einerseits noch in der Kirche drin bin, andererseits, weshalb ich Theologin bin. Und da wird mir in letzter Zeit wieder neu bewusst, dass das Reich Gottes, d.h. die Vision, die die Jesusbewegung hatte, für mich eine ganz starke Vision ist und eine, die ich nicht aufgeben will, die mir immer wieder vor Augen steht und weswegen ich auch Theologin bin. Dieses Nicht-Akzeptieren-Wollen, dass es so ist, wie es

ist, und diese Vision einer gerechten, solidarischen, friedvolleren Welt vor Augen, und gleichzeitig das Wissen, dass es zwar nicht möglich sein wird, wahrscheinlich, aber dass es sein müsste. In der ganzen feministischen Auseinandersetzung um die Christologie wurde mir dieser Begriff «Reich Gottes» immer wichtiger und ich denke auch, dass das uns hier verbindet. Mir ist auch wichtig, dass dieser Begriff eine Geschichte hat, dass diese Vision schon sehr alt ist und ich in dieser Tradition drinstehe – dass es da Menschen gibt, die diese Vision immer und immer wieder am Leben erhalten haben bis heute.

Marga: Dasselbe könnte ich auch sagen. Ich habe immer noch keinen besseren Ausdruck für Visionen gefunden als Reich Gottes – und dann frage ich mich, was heisst das in der und der konkreten Frage. Ich habe mir in Boldern immer vorwerfen lassen müssen: Ja, Frau Bührig, sie träumen zuviel, diese Utopien, was bringt das schon! Ich habe mich immer gewehrt, dass ich ohne das nicht leben kann und mir geht es jetzt so: Ich finde es so schwierig, gerade nach 7 Jahren im Ökumenischen Rat, jetzt zu entscheiden, wo ist denn nun der Punkt, wo ich mich weiterhin engagieren möchte. Das war ja im Grunde genommen das Hauptanliegen, zu zeigen, selber zu verstehen und besser sehen zu lernen, wie Gerechtigkeit und Frieden und die Sorge für die Schöpfung, von Bewahrung kann man ja wahrscheinlich gar nicht mehr reden, wie das ineinandergreift. Aber wie ich das leben kann, dass das zusammengehört... Ich frage mich immer wieder selbst, wo kann ich, wo muss ich mich engagieren... Da ist für mich ein innerer Widerspruch, an so vielem beteiligt zu sein und doch zu wissen, eigentlich bringt's nur etwas, wenn ich mich irgendwo wirklich drangebe.

Dorothee: Ich möchte wegkommen von der Frage, wird es denn so sein, wann wird es so sein, wann werden wir Erfolg haben oder ist es sowieso zum Tode verurteilt...? Im Augenblick läuft bei uns in Deutschland die Diskussion so: Der Sozialismus ist tot, weil er sich historisch als unfähig erwiesen hat. Die Frage, ob wir ihn brauchen, wird gar nicht gestellt. Das ist fast wie eine Maschine, die immer flacher macht, weniger Wünsche, weniger Ängste auch, also von oben und von unten wird alles eingeschrumpft. Du darfst weder bestimmten Ängsten nachgeben, noch bestimmten Wünschen, sondern du sollst dich in einem Pragmatismus einrichten... An den Menschen kann man gar nicht glauben, das ist schon eine Art von Dummheit. Man kann empirisch nur feststellen, dass er eine Bestie ist, ok, aber ich denke, weiss man denn auch, wie das weitergehen soll, wohin das führt? Das scheint mir so tödlich. Ich finde schon, dass Feiern ein Akt des «resister» ist.

Kein Opium fürs Volk

Biblische Visionen vom Frieden

Luzia Sutter Rehmann

Dem Frieden zuliebe – eine für Frauen bekannte Argumentation, um sich rollenkonform und konziliant zu verhalten. Die befriedete Frau ist ein Produkt einer patriarchalen Gesellschaft, die Frieden als Ruhe und Ordnung definiert.

Ruhiggestellte Frauen sind die Säulen des Patriarchats. Und die Säulen haben zwar stark, aber möglichst unsichtbar zu sein. Dann kann von Frieden und Sicherheit geredet werden. Dabei ist Friede der Zustand, der dem gegenwärtigen System Wachstum und Zukunft ermöglicht. In diesem Sinn haben wir Frieden in der westlichen freien Welt. Dieser Friede meint nicht einmal die Abwesenheit von Krieg. Denn Kriege können sehr wohl gewinnbringend geführt werden. Der Krieg gegen das kurdische Volk z.B. kostet wenig und bringt viel: so geht die Rechnung scheinbar für die waffenexportierenden und die kriegsführenden Länder auf. Wer genau hinsieht, nimmt eigentlich einen permanenten Krieg gegen die Armen wahr.

Ausbeutung und Unterdrückung sind die Kehrseiten des auf die kapitalistische Wirtschaft gegründeten Wohlstandes. Die Armen sind die Menschen der Zwei-Drittel-Welt, es sind die alleinstehenden Frauen und Alten mitten unter uns, es sind all diejenigen, die vom patriarchalen Leistungsprinzip zu «Randgruppen» gestempelt werden. Sie erhalten fürsorgliche Almosen. Friedensgelder – damit das Gewissen stimmt. Aber stimmt es? Warum ist Befreiungstheologie so verfehlt an unseren ordnungsliebenden Universitäten? Und erst feministische Befreiungstheologie, der Inbegriff des Ketzerischen? Das hat unter anderem mit der gefährlichen Erinnerung zu tun, die in der (feminist.) Befreiungstheologie wachgehalten wird: Die Erinnerung daran, dass Befreiung und Frieden politische Begriffe sind und Gott auf der Seite der Unterdrückten und Armen ist. Wenn wir jetzt in der Bibel nach Frieden Ausschau halten, dann behalten wir am besten diesen Hintergrund im Auge: Unsere Situation im freien Westen ist nicht grundsätzlich anders als zur Zeit des alten Roms oder zur Zeit der assyrischen Vorherrschaft im Nahen Osten...

Schalom – Frieden als Frucht von Gerechtigkeit (Ps 85,11)

Die Sehnsucht nach Frieden ist ein fest verankertes Motiv in den biblischen Schriften. Das jüdische Volk als Spielball der Weltmächte kannte den Frieden der Herrscher und seine Kehrseite. Die Vision vom *Schalom* ist einfach: Statt Schwerter werden die Menschen Pflugscharen schmieden, statt Spiesse Rebmesser. Denn es geht um das gute Leben, wo alle Menschen sich satt essen und unter ihren Bäumen ausruhen können (Mi 4,3). Gott wird den Krieg eines Tages ausrotten, den Bogen zerbrechen und die Schilde verbrennen (Ps 46,10). Oder wie es in der Noah-Geschichte erzählt wird: Gott stellt seinen Bogen in die Wolken, wodurch ein Friedensbogen aus ihm wird, der als farbiger Regenbogen über dem fruchtbaren Ackerland steht und für alle Zeichen sein soll. (Gen 9,12). Die Alternative ist klar: entweder Rüstung oder Ackerbau. Beides geht nicht. Denn Kriegsvorbereitung und Krieg sind verheerend für die Bebauung des Landes, das auf kontinuierliche Bewässerung und Arbeit angewiesen ist. Hungersnöte und Seuchen, Arbeitslosigkeit, Steuerlasten und neue Kriege sind der Alltagshintergrund der Sehnsucht nach Frieden – auch in den neutestamentlichen Schriften (z.B. Lk 21,10; Mt 14,13f). So ist das Ende der staatlichen Gewaltausübung inhaltliche Mitte des *Schalom*. In apokalyptischen Bildern wird denn auch das Ende angesagt, denjenigen, die auf ein unendliches Weiterführen ihrer Herrschaft aus sind (Jes 25,2; Am 3,9f). Diejenigen aber, die unter der ungerechten Herrschaft zu leiden haben, werden getröstet und gestärkt werden: «Und ich will das Hinkende zum Stamm der Zukunft und das Zersprengte zum starken Volk machen» (Mi 4,7). Diese Vision der Umkehrung der Herrschaftsverhältnisse finden wir auch im Hallel (1. Sam 2,1-10), im Magnificat der Maria (Luk 1,46-55) oder den Seligpreisungen (Mt 5,3-12par). Gott ergreift Partei für die Kleinen, die Schwachen und Ohnmächtigen. Sein Eingreifen zu ihren Gunsten bewirkt die (eschatologische) Umkehrung von oben und unten (1), aber nicht so, wie viele befürchten, z.B. als Ersetzung der einen Herrscherkaste durch eine andere, so dass das Patriarchat der Feministinnen das Patriarchat ersetzen würde... Nein, es werden andere, herrschaftsfreie und darum nicht konfliktlose Formen des Zusammenlebens erprobt.

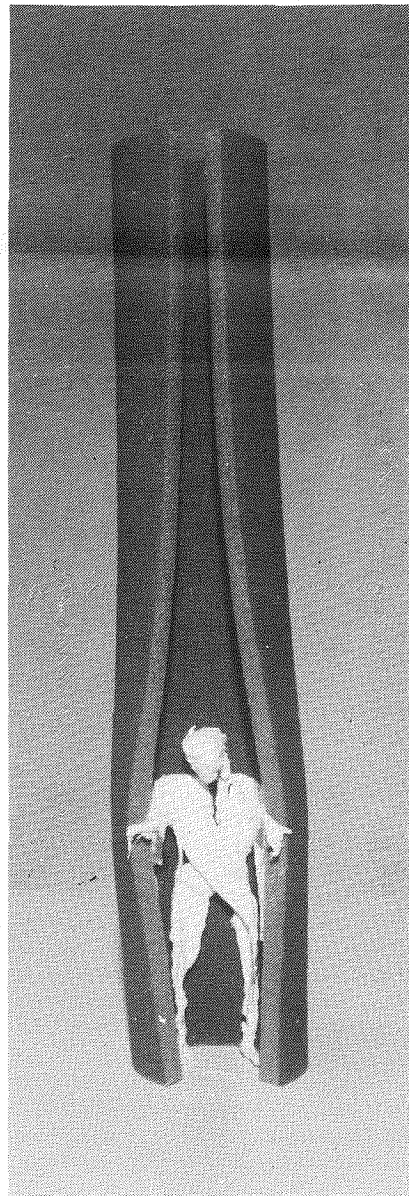
Die Vision führt zu Konflikten

In den frühen christlichen Gemeinden versuchten die Menschen diese Umkehrung umzusetzen (Gal 3,28; 1. Kor 1,26f). Die Berufung Gottes bewirkte nicht ein wie auch immer geartetes geistiges Neusein «im Herrn» und liess die patriarchalen Machtverhältnisse unangetastet oder, wie es in der neutestamentlichen Forschung üblicherweise gesehen wird, verwandelte den vorgefundenen Patriarchalismus zu der milderen Variante des christlichen *Liebes-*

patriarchalismus. (2) Wenn die kleinen christlichen Gemeinden so im Einklang mit ihrer Umwelt gelebt hätten, wären die zahlreichen Konflikte mit den römischen Behörden lange vor den systematischen ChristInnenverfolgungen unerklärlich. Aber auch innerhalb der Gemeinschaft gab es Missverständnisse und Zwiste, die durchgestanden werden mussten, wenn die Vision eines allumfassenden *Schaloms* Gestalt annehmen sollte. Viele dieser Auseinandersetzungen tragen patriarchatskritische Pointen (Mk 10,35-45; Lk 10,38-42; Apg 5,1-11; 1. Kor 11,2-16; 1. Tim 5,1-16). Ohne soziale Gerechtigkeit ist Frieden unmöglich. Diese Grundvorstellung durchzieht sowohl die hebräische Bibel wie auch die neutestamentlichen Schriften. Und sie ist Teil der gefährlichen Erinnerung der schwachen und doch nie ganz stummgemachten Menschen.

Die Frauenkirche

Masstab für Frieden und Gerechtigkeit ist in der Bibel die unterste soziale Schicht: die Witwen und Waisen und die Fremden.



Diejenigen, die ohne männlichen Fürsprecher sind, und so in patriarchalen Strukturen zu Menschen zweiter Klasse, zu «Randgruppen» gemacht werden (Jer 5,28; Lk 18,1-8). Hier knüpft auch die *Frauenkirche* als Kirche der Armen und von der Macht Ausgeschlossenen an. Nicht das biologische Frausein ist dabei die leitende Vorstellung, sondern die Einsicht, dass auch unter den Armen die Frauen und Kinder die Ärmsten sind. Die *Frauenkirche* als Gemeinschaft der vom herrschenden patriarchalen System Unterdrückten, als Gemeinschaft der Ausziehenden aus den patriarchalen Strukturen, soll auch Masstab sein, woran die Gerechtigkeit und das Recht, das jetzt gilt, gemessen werden können. Die Vision der *ekklesia* der Frauen und Armen heisst *Schalom*: umfassender Friede für alle, Gerechtigkeit als Solidarität und Parteilichkeit für die Armen, Beziehungen, die herrschaftsfrei und von Gegenseitigkeit geprägt sind.

Von Klagemauer und Friedenstempel

«Doch sie heilen den Schaden meines Volkes leichthin, wenn sie sagen: «Friede, Friede» – Aber wo ist Friede?» (Jer 6,14) Die Propheten der hebräischen Bibel durchschauten die Befriedungspolitik der Mächtigen genauso wie z.B. Paulus, wenn die falschen Friedenssprüche als Ideologie und Deckmantel für weiteres Unrecht entlarvt werden (1. Thess 5,3). «Friede und Sicherheit» war die Parole des Imperium Romanum und bedeutete Unterwerfung und Ausbeutung für zahlreiche Völker, die diesem Imperium «einverleibt» wurden. Die *Pax Romana* wird von Jesus als Unrechtssystem kritisiert: «Die Fürsten der Völker knechten sie und ihre Mächtigen üben Gewalt aus. Unter euch sei es aber nicht so» (Mk 10,42-43). Die *Pax Christi* ist als Gegenüber der *Pax Romana* zu begreifen. Das Heilen der vielen (Augen)Kranken und Besessenen, die Speisungen der Hungernden sind als alternative Praxis zur *Pax Romana* zu verstehen – nicht als zeitloses Wirken eines weltfremden Wundertäters. Die *neue Schöpfung*, die am Rand der römischen Gesellschaft Gestalt gewinnen soll, hat nichts mit der *Pax Romana* gemein: Der Gegensatz von Juden/Jüdinnen und HeidInnen, SklavInnen und Freien, Männern und Frauen, BarbarInnen und GriechInnen soll aufgehoben sein. Privilegien gelten nicht mehr, die Hohen sollen erniedrigt und die Niedrigen erhöht werden, damit sie sich auf *gleicher* Ebene als Geschwister begegnen können – alles Aspekte, die dem Unterwerfungsmodell der *Pax Romana* zuwiderlaufen! (3)

Als Vespasian nach seinem Siegeszug im Nahen Osten nach Rom zurückkehrte, liess er 75 n. Chr. einen Friedenstempel erbauen – als Zeichen des Friedens, der nun im Osten seines Reiches errichtet war. Diesen tödlichen «Frieden» haben die Juden und Jüdinnen nie vergessen. Er bedeutete für sie die endgültige Niederlage und Zerstörung ihrer nationa-

len Identität; die Klagemauer spricht von dieser Unterwerfung, die die Sieger «Frieden» nennen. (4)

Die herrschende Auslegung und Geschichtsschreibung verherrlicht die «Friedenszeit» der Römer, indem sie sich mit Begriffen wie «Ordnung», «Einheit», «Stabilität», «Grösse» über die Leidenserfahrungen der befriedeten Völker hinwegsetzt. Doch diese Verherrlichung steht ganz im Gegensatz zu den neuteamentlichen Schriften. Diese legen nahe, die Unterdrückungsrealität der Bevölkerungsmehrheit unter der Pax Romana ernst zu nehmen. Die Gerichtsandrohungen gelten nicht den SünderInnen unter den kleinen Leuten – um sie wird freundschaftlich geworden (so z.B. die Gespräche mit den Pharisäern, Mk 7,1-23; 10,1ff; 12,1-40) –, sondern der mit Rom kooperierenden Oberschicht. Lukas z.B. erzählt das Leben Jesu als bestimmt von der römischen Besatzung: Jesus erfährt die ganze Willkür der unterdrückerten, militanten Besatzungsmacht, die Palästina befrieden will *um jeden Preis*. Die politische Hinrichtung eines potentiellen Staatsfeindes ist nur *eine* Konsequenz dieser Friedenslogik.

Jenseits der Gewaltgeschichte

Die Träume vom wahren Frieden, der Nähe Gottes und einem lebenswerten Leben für alle haben wir nun kennengelernt als Sehnsucht nach einer anderen Welt, einer Welt jenseits von Gewalt und Unrecht – nicht jenseits unseres blauen Planeten!

Metaphysische Spekulationen von einem jenseitigen Frieden oder schlicht einem Jenseits spielen im jüdischen Denken keine Rolle. Erlösung heisst Befreiung aus Not und Armut und meint in der hebräischen Bibel nie Befreiung von den Begrenzungen des körperlichen Daseins, der *conditio humana*.

Opium fürs Volk oder gefährliche Erinnerung?

Es wird ein neuer Himmel und eine neue Erde sein (Apk 7,16; 21,1f). Dies ist die Sprache der unterdrückten Menschen, die ihre Sehnsucht nach totaler Veränderung ihrer Situation äussern. Wir können nun kritisch zurückfragen, inwiefern diese Bilder blossen Tagträumen entsprechen und eher systemstabilisierend wirken oder ob diese Hoffnungen Kräfte weckten, die auf Veränderung aus waren. Und falls sie eine Praxis der Veränderung und des Widerstands stärkten, ist zu bedenken, wie sich Visionen auf die Gegenwart der Hoffenden auswirkten. Ich denke dabei an Christina Thürmer-Rohrs Kritik an der davonstürmenden Hoffnung, die das eigentliche Leben aus der Gegenwart heraus transportiert und das Jetzt nur als «Mittel zum Zweck» sieht. (5) Dazu möchte ich kurz auf zwei Beispiele eingehen. Eine Analyse der Hoffnungsbilder der Apokalypse des Johannes zeigt, wie sehr eine Aufhebung von Herrschaftsstrukturen ersehnt wird, weil die AdressatInnen sehr unter der

Pax Romana zu leiden hatten. Es wird eine Art Gegenmacht postuliert, die Gemeinschaft der MärtyrerInnen, die am Ende gerecht herrschen werden. Diese Herrschaft wird nicht als bestrafende oder ausbeutende gedacht (Apk 20,4-6), sondern als bruderschaftlich-nichthierarchische. Aber mit Luise Schottroff (6) möchte ich kritisieren, dass Visionen der Gegenseitigkeit, der Schwesterlichkeit fehlen. Hier kann mit Recht vermutet werden, dass die Glaubenden bruderschaftlich zusammenlebten. Da die Frauen aber nur ganz am Rande sichtbar werden (Apk 12,6), wäre es unsinnig, von «geschwisterlichem Zusammenleben» zu reden. Ein anderes Beispiel ist 1. Kor 15,28: «Dass Gott sei alles in allem». Paulus schildert in einer apokalyptischen Vision die Aufhebung aller Herrschaft und Unterwerfung. Es gibt kaum eine radikalere Ansage des Endes an alle HerrInnen dieser Welt.

Interessanterweise unterwirft sich auch Christus, nachdem er alle Herrschaft besiegt. Er gibt seinen Sieg auf – damit Gott alles sei in allem. Viele Interpreten behaupten daher, Gott allein herrsche am Ende. Doch das will Paulus nicht sagen. Gott ist alles in allem, er herrscht nicht. Diese totale Absage an jegliche Ausübung von Herrschaft entspricht auch der Praxis der korinthischen Gemeinde (1. Kor 1,26). Die Umkehrung der Verhältnisse hat hier begonnen: Die Rollen von SklavInnen und Freien wurden vertauscht (1. Kor 7,22). Auch wenn einzelne Aussagen des Paulus feministisch kritisiert werden müssen, überliefert er uns Einblicke in den lebendigen Prozess der frühen Gemeinden, die um Aufhebung jeglicher Herrschaft und um *Schalom* miteinander rangen.

Luzia Sutter Rehmann (1960), lebt mit ihrer Familie in Basel, ist Pfarrerin (Projektstelle für Frauen, evang.-ref. Kirche Basel) und promoviert über Apokalypitk.

1) Luise Schottroff, «Nicht viele Mächtige», in: *Befreiungserfahrungen. Studien zur Sozialgeschichte des Neuen Testaments*, München 1990, 251.

2) Gerd Theissen, *Studien zur Soziologie des Urchristentums*, Tübingen 1979, 210.

3) Vgl. dazu Klaus Wengst, *Pax Romana – Anspruch und Wirklichkeit*, München 1986.

4) Luise Schottroff, «Der doppelte Begriff vom Frieden», in: *Aktion Sühnezeichen/Friedensdienst (Hg.), Christen im Streit um den Frieden. Positionen und Dokumente*, Freiburg 1982, 135.

5) Christina Thürmer-Rohr, *Vagabundinnen. Feministische Essays*, Berlin 1988, 24f.

6) Luise Schottroff, «Die befreite Eva», in: *Christine Schaumberger/Luise Schottroff (Hg.), Schuld und Macht. Studien zu einer feministischen Befreiungstheologie*, München 1988, 94.

Neue Formen des Zusammenlebens erlernen

Friedensvisionen konkret

Kann man/frau Frieden lernen? Können eingessene Feindbilder und Vorurteile abgebaut werden? Gibt es konkrete Ansätze und Projekte, die den «stillen» Alltags-Rassismus und die offen zerstörerischen Aggressionen gegen Fremde und Andere strukturiert angehen? M.a.W. gibt es Friedensvisionen «mit Füßen auf der Erde»? Innerhalb dieses Fragekomplexes stiessen wir auf eine Frau, die die «Begegnungsarbeit» verschiedener Kulturen untereinander als Möglichkeit betrachtet, Feindbilder abzubauen: Cécile Bühlmann, 43, ist Luzernerin und arbeitet als Beauftragte für Interkulturelle Erziehung beim Erziehungsdepartement Luzern. Sie ist in dieser Funktion häufig in der LehrerInnen-Aus- und -Fortbildung tätig und beschäftigt sich seit Jahren intensiv mit den Themen Migration, Rassismus und Umgang mit Fremden und Fremdem in unserer Gesellschaft. Seit den 70er Jahren ist sie in der Neuen Frauenbewegung engagiert. Im Oktober 1991 wurde sie als erste grüne Luzernerin in den Nationalrat gewählt. Sie ist Vizepräsidentin der grünen Nationalratsfraktion und Koordinatorin der Parlamentarierinnen. Der nachfolgende Text ist erstmals in der cfd-Zeitung Nr. 28 (Christlicher Friedensdienst, Bern) im Februar 1992 erschienen und gibt ein Gespräch wieder, das Christine Müller mit Cécile Bühlmann geführt hat. (Red.)

«Die Bereitschaft von vielen Lehrern, Lehrerinnen und Behörden, ausländische Kinder in der Schule zu integrieren, hat sich in letzter Zeit massiv verringert», stellt Cécile Bühlmann fest. Sie hört als Beauftragte für interkulturelle Erziehung von LehrerInnen-Gruppen Aussagen Richtung Ausschluss ausländischer Kinder, die vor zehn Jahren noch undenkbar gewesen wären. Am meisten beschäftigt sie dabei, dass solche Tendenzen nun in Kreisen Sozialtätiger sichtbar würden, die für diese Fragen bis anhin als hellhörig und sensibel galten. Täglicher Rassismus hat mit Sozialisation zu tun. Cécile Bühlmann ist überzeugt, dass er angelernt ist und ebensogut wieder verlernt werden kann. «Wir sind mit dem Gefühl aufgewachsen, dass wir mehr wert seien als andere, das wird bei jedem kulturel-

len Konflikt im Alltag sichtbar.» Inzwischen seien AusländerInnen für alle Probleme, die bei uns anstehen, verantwortlich.

Diese ausgeprägte Haltung in unserer Gesellschaft führe dazu, dass sich viele LehrerInnen gar nicht mehr mit diesen Fragen auseinandersetzen wollten, während andere am Widerstand der SchülerInnen scheiterten. Es gehe heute darum, diejenigen, die motiviert sind, zu unterstützen, glaubt Cécile Bühlmann.

Schulische Massnahmen

Auf zwei Ebenen versucht Cécile Bühlmann in ihrer Arbeit dieser fremdenfeindlichen Tendenz etwas entgegenzusetzen: einerseits mit Massnahmen, die LehrerInnen im Schulalltag entlasten, andererseits mit Fortbildungs-Angeboten. Es ist tatsächlich eine enorme Anforderung, in grossen Klassen mit vielen ausländischen Kindern zu arbeiten. In einer Klasse, in der die sprachliche Kommunikation erschwert ist, können Schwierigkeiten mit einzelnen Kindern oder Jugendlichen ein Ausmass annehmen, das zu grosse Anforderungen stellt. Deshalb ermögliche der Beizug von Assistenz-Lehrkräften, in Kleingruppen alltägliche Probleme anzugehen. Solche Massnahmen kosten aber Geld und sind im Rahmen der Sparmassnahmen der Kantone gefährdet. Cécile Bühlmann stellt fest, dass es eine Reihe von LehrerInnen verpasst hat,

junge Menschen diesen Fragen gegenüber häufig offener sind als Lehrkräfte, die schon seit Jahren im Beruf stehen. Und das sehe ich auch als Chance», meint Cécile Bühlmann, und als Grund dafür fügt sie an: «Viele dieser jungen Leute sind mit Kindern der Zweitgeneration aufgewachsen, sie haben zusammen die Schule besucht und so sind Freundschaften entstanden. Für sie ist es selbstverständlich, dass Menschen aus Italien, Jugoslawien oder der Türkei hier leben.» Trotzdem: «Wir haben zu spät angefangen, auf den alltäglichen Rassismus zu reagieren. Vielen Leuten war gar nicht bewusst, was sich da rechts zusammenbraut. Und jetzt sind alle erschrocken. Auch wenn es nach einem Laufen gegen Windmühlen aussehen mag, ich finde es wichtig, dass wir Zeichen setzen. Die interkulturelle Erziehung in der Schule ist für mich immer noch eine Perspektive. Schweizerische Kinder können motiviert und ihre Neugier geweckt werden für Kinder aus andern Kulturen.»

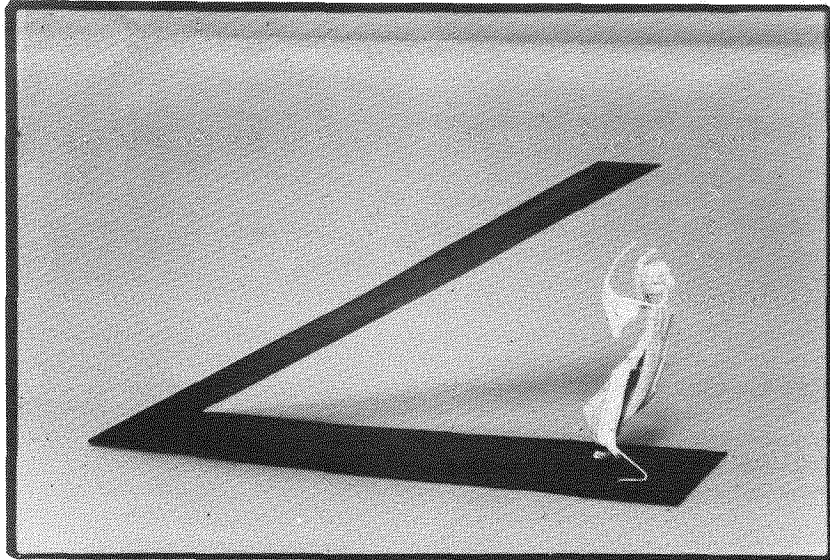
Im Schulalltag heisst es dann ganz simpel, dass eine Lehrerin selbstverständlich ein Lied aus der Türkei mit den Kindern lernt, wenn ein Kind aus der Türkei in der Klasse ist. Das wird zum normalen Bestandteil, wie wenn sie ein Innerschweizer Lied singt. Und zwar muss die Initiative von der Lehrkraft kommen. Eine Aufforderung an das Kind, kann diesem peinlich und unangenehm sein. «Am wichtigsten ist es ja,

terkulturelle Erziehung geht davon aus, dass Menschen mit unterschiedlichster ethnischer Herkunft sehr wohl zusammenleben könnten. In erster Linie ist es wichtig, die verschiedenen Werte und Normen überhaupt zu kennen. Ein nächster Schritt besteht darin, Normen festzulegen, die für alle verbindlich sind. Es muss ein minimaler Konsens gefunden werden. Um dies zu erläutern, fährt Cécile Bühlmann fort: «Jugendliche und Kinder aus moslemischen Kulturen sind aufgefordert, an unserem Schulalltag teilzunehmen. Sie turnen oder reisen mit ins Klassenlager. Selbstverständlich muss dann von schweizerischer Seite her etwa auf ihre Ess-Vorschriften Rücksicht genommen werden. Es gibt keinen Grund für einen Rückzug oder Ausschluss.» Cécile Bühlmann sucht das Gespräch mit den betroffenen Eltern. Nicht zuletzt, um auch auf die Isolierung der Kinder hinzuweisen, wenn sie am Alltag nicht teilhaben dürfen. «Ich führe diese Gespräche oft selbst und habe bis anhin gute Erfahrungen damit gemacht.»

AusländerInnen ernst nehmen

Es ist ihr unheimlich, wenn schweizerische Lehrer sich mit den patriarchalischen islamischen Vätern ohne weiteres solidarisieren. Das sei ein fauler Kompromiss. Es gehe auch darum, diese mit einer andern Haltung zu konfrontieren und ernstzunehmen. «Abgesehen davon sind es da nicht in erster Linie kulturelle Unterschiede, die eine Rolle spielen, solche Prozesse zwischen Männern und Frauen finden bei uns ebenso statt.» In dieser Auseinandersetzung mit Menschen aus andern Ländern und andern Kulturen entsteht etwas Neues. Das ist ein Ansatz für ein Zusammenleben. Auffallend ist, dass Erwachsene, die schon als Kinder damit konfrontiert wurden, später oft offener für solche Begegnungen sind. Cécile Bühlmann zum Beispiel hat von ihrer italienischen Mutter erzählt bekommen, wie diese es schwer hatte als Einwandererkind. Diese Berichte hätten sie als Kind interessiert und sie seien wahrscheinlich ausschlaggebend dafür, dass sie heute im interkulturellen Bereich tätig sei. Ansatz in der interkulturellen Erziehung und Bildung ist, Werte zu verändern und Ungerechtigkeiten aufzuheben. «Auch LehrerInnen müssen politisch tätig werden. Es genügt nicht, nett miteinander zu sein. Es geht um politische Rechte, zum Beispiel um die Abschaffung des Saisonier-Statutes. Es geht darum, sich für die Rechte der AusländerInnen, die bei uns leben, einzusetzen», betont Cécile Bühlmann überzeugt.

Christine Müller, 41, Sozialarbeiterin, Mitarbeiterin der Schulstelle Dritte Welt Bern.



an sich selber zu arbeiten oder sich neue Methoden anzueignen. Im Werkstatt-Unterricht zum Beispiel können heikle Fragen eher angegangen werden als im Frontal-Unterricht.

Cécile Bühlmann bietet eine Reihe von Projekten zur Persönlichkeitsbildung an. So können Studienreisen in Herkunftsländer gemacht werden, um einmal Einblick in fremde Kulturen zu gewinnen. Die freiwilligen Lehrerfortbildungskurse sind – vor allem von Frauen – gut besucht. Sie ist überzeugt, dass nur freiwillige Kurse wirklich sinnvoll sind.

Ein ganz wichtiger Ansatzpunkt liegt bei den Seminarien. «Die Erfahrungen mit SeminaristInnen zeigen mir, dass

das Verbindende herauszustreichen. Alle Kinder brauchen Anerkennung, Geborgenheit und Zuwendung. Und das ist unabhängig von der Muttersprache.» Während der ganzen Ausbildung müssten solche Fragen Raum finden und nicht erst in der obersten Seminarstufe. Das ist Zukunftsmusik. Es braucht dringend Konzepte auf allen Stufen für eine interkulturelle Erziehung und Bildung.

Ansätze für eine multikulturelle Gesellschaft

Zürich spielt Avantgarde in der Erarbeitung solcher Konzepte und Cécile Bühlmann profitiert von den Erfahrungen, die dort gemacht wurden. Die in-

Frauen-Fantasy als Friedens- vision?

Anaba Gurtner

In den letzten 20 Jahren haben vermehrt Frauen Bücher geschrieben und veröffentlicht, auch in den jungen Gattungen Fantasy und Science-fiction. Inwieweit können diese Bilder einer anderen Welt und Wirklichkeit für uns Frauen Vorbilder für das Ziel unseres Weges sein?

Fantasy

Fantasy ist ein Kunst-Märchen für Erwachsene, d.h. es sind Geschichten vom Sieg des moralisch Guten. Angesiedelt in einer als real beschriebenen Welt, die nebst den Menschen mit mythischen Wesen wie Zwergen, Drachen, Amazonen etc. bevölkert ist. Telepathische Kräfte, magisches Bewusstsein, Raum- und Zeitsprünge gehören zum Alltag. Ihr Ort ist im Irgendwo und ihre Zeit ist im Irgendwann. Fantasies sind die Rückeroberung der hellen Kräfte, die unsere Hoffnung auf eine andere Weltmöglichkeit als der heutigen unterstützen. – Das ist die eine Seite der Fantasies.

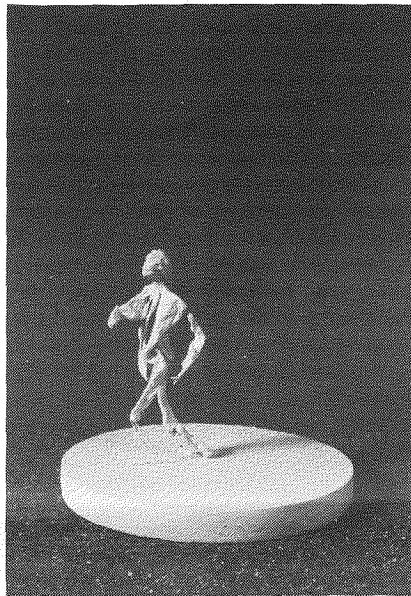
Die andere ist, dass Fantasies in ihrer Struktur dem Epos verpflichtet sind und fast durchwegs dessen geschichtliche Zeitumstände übernommen haben: das Gesellschaftsbild des europäischen mittelalterlichen Feudalismus. Diese Grundstruktur wird zwar immer mal wieder durchbrochen (z.B. einzelne Teile der Gesellschaft leben in der Moderne, Einbezug von heutigen Technologien) aber nicht aufgelöst. Daher weisen die Fantasies folgende Grundzüge auf: Sie sind hierarchisch aufgebaut; Frauen haben untergeordnete Rollen; Kampf und/oder Krieg gehören zu den handlungsmotivierenden Elementen; Wohlergehen wird im Rahmen der Geschlechterrollen und Standesunterschiede angestrebt; hierarchisch vorhandene Macht ermöglicht und legitimiert Gewaltanwendung an Untergebenen, insbesondere an Frauen.

Leider sind von Frauen geschriebene Fantasies, soweit ich sie kenne, im allgemeinen nicht anders aufgebaut: Durch Frauen produziert ist nicht gleichbedeutend mit feministisch! Dass ich nach dieser Analyse zum Schluss komme, (Frauen-)Fantasies enthalten keine Friedensvisionen, liegt auf der Hand!

Trotzdem lese ich sie, wie so viele andere Frauen, fast suchtartig, lasse mich entführen in diese fremden (und doch so bekannten) Welten, genieße die Spannung und Unterhaltung und kann oft meine ganze kritische Haltung über Nächte hinweg unter das Bett schieben – aber nüchtern betrachtet, komme ich nicht umhin, einzugestehen, dass die positiven, hellen Kräfte im riesigen, dunklen Schatten bekannter, patriarchaler Verhältnisse fast ersticken und der Sieg des moralisch Guten nur einzelnen Männern (und ihrem Anhang) zugute kommt.

Science-fiction

Science-fiction als eine Potenzierung heute vorhandener Strukturen kann von daher keine Alternativen aufzei-



gen. Auch hier: Die beschriebenen gesellschaftlichen Strukturen sind meist hierarchisch und reaktionär; selbst die Heldengruppe führt kein freiheitliches, sinnvolles Leben; Gewalt wird einerseits verbal als ungünstig bezeichnet, aber im Fortlauf der Geschichte durch die Tat verherrlicht (um dem Guten zum Sieg zu verhelfen); in den meisten wird Sexismus festgeschrieben durch Ausgrenzung der Frauen, traditionelle Rollenzuteilung, Verniedlichung und offene Gewalt an ihnen; ihre Technologiegläubigkeit birgt verheerende Folgen für die Ökologie; *Friede zwischen Mensch – Mensch – Natur würde den Verkaufstrom stoppen!*

Eine ernüchternde Bilanz bezüglich Fantasy und Science-fiction. Nun gibt es aber noch eine weitere Literaturgattung, deren neuere Werke meist (fälschlicherweise) als Science-fiction herausgegeben werden: die utopischen Romane.

Utopien

Sie bringen eher die gesuchten literarischen (Vor-)Bilder für Friedensvisionen!

Utopien sind Kritiken an den Gesellschaftsformen ihrer Zeit durch die Beschreibung einer anderen, besseren Gesellschaft. Es ist aber nicht so, dass einfach alle utopischen Romane für uns

Frauen Friedensvisionen darstellen. So ist, in von Männern verfassten Werken, die neue Gesellschaft nur für ihr Geschlecht eine bessere.

Nach der Dissertation von Barbara Holland-Cunz «Utopien in der neuen Frauenbewegung» wird das besser in feministischen Utopien umschrieben als: eine Gesellschaft von Freien und Gleichgestellten. – 15 Romane entsprechen den herausgearbeiteten Kriterien (eine Liste dieser Bücher ist bei mir erhältlich).

Folgende Elemente sind in diesen Büchern wichtig und entsprechen meines Erachtens Visionen von Frieden: 12 Romane beschreiben eine basis- bzw. räte-demokratische Gesellschaft mit anarchistischen Aspekten. Dabei steht weniger die individualistische Unabhängigkeit, als die Anti-Staatlichkeit und Hierarchielosigkeit im Vordergrund.

Alle zeigen eine Offenheit zur Weiterentwicklung der neuen Gesellschaft auf. Ein wesentliches und zentrales Motiv der feministischen Utopien ist die Bedrohung durch Vernichtung/die Angst vor Vernichtung durch patriarchale Gewalt. Doch trotz dieser Bedrohung von aussen besteht grundsätzlich ein Friedenswille und hat das idealtypische feministische Utopia keine entwickelte Waffentechnologie, ja die Hälfte ist gar nicht verteidigungsfähig. Da diese Utopien insgesamt starke Betonungen der Ökologie aufweisen, sind sie auch Friedensvisionen für das Verhältnis Mensch-Natur.

Leider sind auch in diesen ausgewählten 15 Romanen nicht alle positiven Ansätze vorhanden, ausgeführt und/oder durchgehalten. Wir können uns aber den von Berahn im Zusammenhang mit Christa Wolfs «Kassandra» gemachten Satz aneignen: «Literatur soll nicht Bedürfnisse befriedigen, sondern neue wecken!»

Werke ohne gesellschaftlichen Utopie- oder Friedensvisions-Gehalt können uns aber trotzdem wegweisend sein: *Wenn in ihrem Zentrum Frauen bisherige Verhaltensmuster, Rollenzuschreibungen und Tabus durchbrechen*. Frau kann sie als Minimal-, Individual- oder Privatutopie ansehen.

Mein Blickwinkel ist ein beschränkter, zusammengelesener. Er wurde wesentlich unterstützt und ergänzt durch die sich kurz vor dem Abschluss befindende Lizentiatsarbeit von Karin Gehrer (Bern).

Ich schliesse mit den Worten von Christa Wolf: «Wir müssen gross von uns denken, sonst ist alles umsonst!»

Anaba Gurtner, 1952, *Theologin, Fantasy- und Utopien-Lesende und -Entwickelnde.*

frauenblick schweiz-europa. bulletin für information und diskussion.

Das Bulletin will ergründen, was die europäische Integration für Frauen heisst, wie sie die Veränderungen in EG-Ländern und Nicht-EG-Ländern erfahren, und versteht sich auch als Instrument der Netzwerkarbeit zwischen europapolitisch aktiven Frauen in der Schweiz. In 8 Ausgaben pro Jahr informiert es auf 4 Seiten über Tagungen und Ereignisse im In- und Ausland und geht jeweils auf die spezifische Situation eines europäischen Landes ein. Es wird getragen von EFS und SKF und herausgegeben in Zusammenarbeit mit der Frauenstelle des cfd.

Das Abo kostet Fr. 20.- und kann bezogen werden bei: cfd-Frauenstelle, Steinstr. 50, 8004 Zürich.

Frauen in Europa. Christliche Tradition und Zukunftsvisionen.

Schweizer Frauen hatten und haben Visionen von einem neuen Europa – einem Europa, das nicht auf militär. Stärke, sondern auf eth. Werten aufgebaut ist. Die vom EFS herausgegebene Broschüre porträtiert einige dieser Frauen aus der Geschichte und informiert über Frauenorganisationen, die heute auf europäischer Ebene arbeiten. Sie ist (dt. oder frz.) zum Preis von Fr. 8.- zu beziehen bei: EFS, Winterthurerstr. 60, 8006 ZH.

E. Camenzind/K. Knüsel (Hg.), Starke Frauen – Zänkerische Weiber? Kreuz Verlag, Stuttgart 1992.

Unter diesem Titel erscheint im Herbst ein Sammelband mit den Beiträgen der letztjährigen iff-Tagung zum Thema «Aggression und Weiblichkeit».

Prina Navè Levinson, Eva und ihre Schwestern. Perspektiven einer jüdisch-feministischen Theologie, GTB Siebenstern 535, Gütersloh 1992.

Theol. Ausgangspunkt der jüdischen Autorin ist die Gottnähe und die Weisheit, die die jüdische Religion traditionell den Frauen zuweist. Themen des Buches sind u.a. Frausein und Weiblichkeit in der Tradition, Gottes- und Menschenbild, Diskussion um die Göttin und Lilith, Frauen als Rabbinerinnen, Frauenrituale.

Berichte

Vollversammlung der IG Feministischer Theologinnen

Die erste VV nach der Gründungsversammlung im Frühling 1991 fand am 9. Mai 1992 im Centre Fries in Fribourg statt. Von den inzwischen 90 Vereinsfrauen hat genau ein Drittel die Versammlung in Fribourg besucht, mitgedacht, mitdiskutiert und Entschiede gefällt.

Im ersten Teil des eintägigen Beisammenseins ging es darum, den statutarischen Teil über die Bühne zu bringen. Laut Jahresbericht des Vorstandes war dieser stark beschäftigt mit dem Aufbau der IG. Die vorgesehene Stelle konnte noch nicht eingerichtet werden. Im Namen der IG gingen im Laufe des ersten Vereinsjahres zwei Stellungnahmen an die Presse (Ausweisung der Kurden und die «vermasselte» Professur von Silvia Schroer) – es wurde dabei festgestellt, wie schwierig es ist, dann auch wirklich in der Presse zu erscheinen... Carmen Jud und Dora Müller haben sich aus der Vorstandsarbeit verabschiedet. Neu gewählt wurden Regula Grünenfelder, Antoinette Brem, Jacqueline Sonego, Christina Stoll und Katharina Jost. Zusammen mit den bleibenden Vorstandsfrauen Claudia Jaun, Sigrun Holz und Sabine Rimmele besteht der Vorstand jetzt neu aus acht Frauen. Die VV hat weiter zwei Arbeitsgruppen einberufen: vereinsintern befasst sich eine AG mit der Besetzung der Stelle und eine zweite AG beschäftigt sich mit eher gewerkschaftlichen Fragen.

Der Nachmittag wurde für die inhaltliche Diskussion am Leitbild gebraucht. Fünf Vereinsfrauen haben sich den Fragen nach dem Umfeld ihrer fem.-theol. Arbeit, nach ihren Zielen, nach Hindernissen in dieser Arbeit und nach ihren Wünschen an die IG gestellt. Es waren fünf lebendige, interessante Statements, welche auch die Breite der Vereinsfrauen aufgezeigt haben.

In der anschliessenden Plenumsdiskussion ging es darum, konsensfähige Anforderungen an den fem.-theol. Teil des Leitbildes herauszufinden. Eine Vereinsfrau wird nun aus den gefallenen Stichworten einen Text zusammenfas-

sen, welcher allen Vereinsfrauen zugesandt wird. Mit dem Protokoll der VV erhalten ebenfalls alle eine Adressliste der Vereinsfrauen, damit die IG als Pool für die feminist. Theologie Fuss fassen kann.

Silvia Huber

Schatz im Acker oder Leiche im Keller?

25 Frauen liessen sich in der Sommerstudienwoche für Frauen in der Paulus-Akademie Zürich durch den gewagten Titel provozieren, sich in Gesprächen, Bewegung und kreativem Schaffen mit der eigenen religiösen Biografie auseinanderzusetzen.

Dass sich mit unseren religiösen Biografien unterschiedlichste Erfahrungen verbinden, zeigte sich schon am ersten Abend, als jede Frau sich mit einem Symbol vorstellte. Da wurde eine Vielfalt von Gegenständen in die Mitte gelegt: ein Weihrauchgefäss aus Grossmutter's Zeit; ein selbst gewebtes Bild, das zum Rahmen hin Raum liess, neben dem gestickten frommen Spruchbild; eine Madonna, die nachts leuchtet; eine Bibel in Packpapier mit der Aufschrift «zurück an den Absender», ein Kräuterbüschel neben der roten Hexe auf dem Besen...

Die Frauen liessen sich am Morgen durch Bewegung und Impulse zum jeweiligen Tagesthema auf die Auseinandersetzung ein. Über dem Dienstag zum Beispiel stand das Stichwort «Unser Leib». Eine Frau aus dem Leitungsteam legte schwere Klagesteine in die Mitte, Steine, die für die vielen Verbote, Gebote, Normen und Restriktionen standen, mit denen für sie Sexualität und Leib durch die Kirche belastet worden waren. Am Abend geriet dann alles an uns in Bewegung: Wir stampften, hüpften, schritten, tanzten auf dem Holzboden der Bühne, dass es eine Lust war. Auch die intellektuelle Seite des Themas kam nicht zu kurz. So stand der Mittwoch unter der Frage: Was ist Religion überhaupt? und wurde durch ein konzentriertes Referat über die Funktion der Religion eingeleitet, das eine engagierte Diskussion auslöste. Für manche Frau hat sich das mitgebrachte Symbol im Laufe der Woche gewandelt, oder sie entdeckte ganz andere Seiten daran – aus Leichen wurden Schätze; einiges wurde begraben, anderes ausgegraben; die Auseinandersetzung geht weiter!

Veronika Merz

Begegnung mit

Sr. Mary John Mananzan

Ende Mai weilte die philippinische Theologin, Ordensfrau und Vorsitzende der philippinischen Frauendachorganisation GABRIELA, Sr. Mary John Mananzan in der Schweiz. Im Rahmen der Weiterbildungstagung der IG feminist. Theologinnen kamen wir mit Sr. Mary John über die Problematik des Nord-Süd-Konfliktes im feministisch-theologischen Dialog ins Gespräch. Wichtig sei vor allem, betonte sie, dass wir alle an Befreiungsakten arbeiten würden. «Manchmal radikalisieren wir

eine Sache so, dass wir handlungsunfähig werden», gab sie zu bedenken und dokumentierte: «Vor einigen Jahren wollte ich auch ideologisch «rein» sein, aber ich musste erkennen, dass wir uns in der existentiellen Bedrohung keine sog. «reine Theorie» leisten können, dass wir mit Widersprüchlichkeiten leben müssen.» Und es gelte alle Macht und Mittel einzusetzen, die einem zur Verfügung stünden. (So habe sie als Direktorin eines Frauen-College in Manila feminist. Frauen-Forschung zu einem obligatorischen Fach in ihrer Schule erklären lassen...!)

Sr. Mary John stellte uns die Arbeit der Frauenkommission der ökumen. Vereinigung der Dritt-Welt-TheologInnen (EATWOT) vor und deren fünf Grundsatzpunkte: «1. Ausgangspunkt unserer feministischen Theologie ist der Kampf von Frauen um die volle Menschenwürde. Dabei spielt das Sich-Bewusstwerden von Lebensgeschichten von Frauen eine wichtige Rolle. 2. Die Kritik von Religion und Kultur: Wir haben erkannt, dass alle Religionen frauenunterdrückende Elemente enthalten und dass «Kultur» oft als Ausrede benutzt wird, um den Status quo aufrecht zu erhalten. Wir aber sagen: Kultur ist kein absolutes Ganzes, vielmehr gilt es, befreiende und unterdrückende Kulturelemente voneinander zu unterscheiden. 3. In unserem Kampf war/ist die biblische Reflexion und Exegese ein wichtiger Bestandteil. Dabei wurde uns Schüssler Fiorenzas «In Memory of Her» eine wichtige Hilfe. 4. Wir plädieren nach dem mehrjährigen Prozess dafür, dass unsere feminist. Theologie eine gemeinschaftliche Theologie sein muss und dass wir gemeinsam Theologie treiben wollen. Das ist auch für uns ein schwieriges Unterfangen, da wir alle auch westlich-individualistisch gebildet wurden. 5. Feminist. Theologie muss zur befreienden Aktion führen, sonst ist es eine Schultheologie. Deshalb kann bei uns nur Mitfrau werden, wer in irgendeiner Weise eingebunden ist in den Frauenkampf.»

PS: Seit kurzem gibt es in der Schweiz eine Unterstützungsgruppe für die philippinische Frauendachorganisation GABRIELA. Kontaktadresse:
A. Brem/B. Lehner, Parkstrasse 34,
3084 Wabern. Tel.: 031/961 62 95.
PC 30-28759-0.

Barbara Lehner

Kairos Europa-Tagung in Luzern: Das andere Europa der Frauen

Von Anfang an waren Frauen an den Vorbereitungen für die Tagung «Kairos Europa – Jetzt ist es Zeit!» stark beteiligt gewesen und hatten das Frauenthema zu einem Schwerpunktthema gemacht. Die Tagung, die vom 12.-14. Juni in Luzern stattfand, griff die Frage nach dem europäischen Einigungsprozess auf und nach dessen Auswirkungen auf Menschen, die zu den Benachteiligten im EG-Binnenmarkt gehören: Arbeitslose, Arme, Flüchtlinge, Kleinbauern und Frauen. Der Luzerner Anlass war damit eine Fortsetzung der ge-

samteuropäischen Kairos-Tagung, die kurz vorher schon in Strasbourg zum Einsatz für ein soziales und gerechtes Europa aufgerufen hatte. Kairos, das altgriechische Wort für eine «Zeit der Entscheidung», meint hier die Entscheidung, sich auf die Seite der Benachteiligten zu stellen und im Gestaltungsprozess um das neue Europa eine Bewegung von unten einzuleiten. Was das bedeutet, wurde gerade in den Frauen-Arbeitsgruppen besonders deutlich. Frauen erleben sich als Opfer des europäischen Binnenmarktes und der damit verbundenen Wirtschaftspolitik – das kam in den verschiedenen Frauen-Ateliers zum Ausdruck. Wohl nicht zufälligerweise war das Atelier mit dem Thema «Lebensentwürfe der Frauen im Herrenhaus Europa» so sehr gefragt, dass nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden konnten. Das Atelier ging von der Feststellung aus, dass die Macht in dem von Männern geplanten und regierten Megastaat Europa immer mehr auf Ebenen verschoben wird, die fern vom Frauen-Alltag und von Frauen-Erfahrung sind.

Was dies konkret bedeutet, wurde im Atelier über Frauenarmut nachvollziehbar, in dem direktbetroffene Frauen von ihren Erfahrungen erzählten. Die anwesende Schweizerin, die unterhalb der Armutsgrenze lebt, stellte dabei fest, dass die ebenfalls anwesende Afrikanerin aus Kamerun ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hat – Erfahrungen mit einem Wirtschaftssystem, das Frauen und deren Lebenszusammenhänge missachtet. Die andere Erfahrungsebene der Frauen und damit die andere Wahrnehmung des Wirtschaftsprojektes Europa zeigte sich noch einmal deutlich im «Frauenpalaver» am Sonntagmorgen, bei dem sich die Frauen mit Politikerinnen zum Gedankenaustausch trafen.

Nächstes Jahr soll zur selben Jahreszeit und am selben Ort wieder eine Begegnung zwischen Frauen und Politikerinnen stattfinden. Dieses Mal aber nicht nur eine Stunde, sondern einen ganzen Tag.

Christine Voss

Konsultation des Reformierten Weltbundes zur «Frauen-Ordination»

1993 wird die Mitte der Frauen-Dekade erreicht und wir fragen uns mit Recht, was bis jetzt in den Kirchen geschehen ist.

Der Reformierte Weltbund (RWB) hat eine Konsultation nach Genf einberufen zum Thema «Frauen-Ordination». Eine der Bedingungen zur Aufnahme als Mitgliedskirche des RWB ist, die Frauen-Ordination einzuführen. Die Beauftragte für Frauenfragen, Ursel Rosenhäger, hatte nachgeforscht und festgestellt, dass ein Drittel aller Mitgliedskirchen Frauen noch nicht ins Pfarramt zulassen.

An der Konsultation waren unter 20 TeilnehmerInnen vier Männer vertreten. Von nicht-ordinierenden Kirchen kamen Frauen aus Pakistan, Libanon, Malawi, Ägypten. Situationen wurden

geschildert, die deutlich zeigten, wie der kulturelle Hintergrund mit hineinspielt: In Ländern mit moslemischer Gesetzgebung und Kultur (wie Pakistan) sind ChristInnen eine Minderheit und die offiziellen Argumente lauten z.B.: Es würde die Schwierigkeiten im Moslem-Staat erhöhen, wenn Frauen Autorität über Männer ausübten, denn das verstosse gegen die herrschende Kultur. Trotzdem wünschen sich Frauen eine Veränderung ihrer Situation.

Interessant war zu erfahren, dass es überall «Mythen» gibt, die unterschiedlich funktionieren und Frauen disqualifizieren. Auch Kirchen, die schon ordinieren, tun sich manchmal schwer, Frauen wirklich zuzulassen (Kamerun, Taiwan).

Es wurde klar, dass sich für Länder, deren Kirchen die Frauen-Ordination einführen, Auswirkungen auf politischer und juristischer Ebene ergeben durch die Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten und die veränderte Stellung der Frauen in Kirche und Gesellschaft.

Für Kirchen und Länder, die das Pfarramt der Frau schon als jahrzehntelange Praxis kennen, wurde eine Untersuchung angeregt über erreichte Ziele und Veränderungen, die die Präsenz von Frauen auslöste. Eine Art Zwischenbilanz, um nächste Schritte zu überlegen.

Die Beiträge und Vorschläge zum weiteren Vorgehen unter Einbezug von Fragen zur Ekklesiologie, zum Amtsverständnis und kulturellen Kontext (Mythenbildung), sowie «Geschichten» von Pfarrerinnen werden in einem Studienbüchlein gesammelt und im Herbst erscheinen.

Als Delegierte der Arbeitsgruppe «Frauen und Theologie» des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes habe ich mit einem Beitrag zu «Berufung und Amt» teilgenommen.

Esther Suter

Wo sind die Frauenräume in der Männergesellschaft?

Frauen wollen nicht den Alleingang. Aber sie fordern einerseits Räume für sich allein, um Ideen zu entwickeln und die männlich geprägte Vergangenheit aufzuarbeiten, andererseits auch ihren berechtigten Platz in der Öffentlichkeit. So formulierten Frauen kürzlich am ökumenischen Frauenkirchentag in Zürich ihre Wünsche. Das Forum für die Auseinandersetzung wurde von der ökumenischen Frauenbewegung Zürich organisiert.

Die Beschriftung der Tische widerspiegelte weibliche Wirklichkeit: Frauen konnten sich am ökumenischen «Chile-Zmorge» an den Rüsttisch oder den Nähtisch, an den Küchentisch, den politischen Tisch oder den Bridgetisch setzen. Schon mit der vorgeschlagenen Sitzordnung wurde das erste frauliche Problem offen dargelegt: Die Zerstückelung im Leben jeder Frau kostet Kräfte. Oft reicht die Energie nicht mehr, um öffentlich zu werden. Wenn die Arbeit im Hintergrund aber immer noch vorwiegend den Frauen zugeteilt

ist, sprechen im Vordergrund eben die ändern: In puren Männergremien fühlen sich Frauen aber oft missverstanden. Kaum eine Votantin, die am Frauen-Kirchentag über ihren Bereich in Politik, Medizin, Kirche oder Kultur sprach, fühlt sich wohl in ihrem männlich geprägten Kreis: Frauen wünschen sich weniger Logik, Taktik und Eloquenz. Dafür Raum für Emotionen, für Widersprüchlichkeiten und für den ehrlichen Dialog.

Um neue Wege zu gehen, brauchen Frauen zudem die Möglichkeit, sich zurückziehen. Sie wollen das männliche Spiel nicht einfach übernehmen. Sie setzen sich ab von «taktischen Manövern», seelenlosen Strukturen und Traktandenlisten, die im Eiltempo abgehakt werden müssen. Sie wollen Zeit und Raum, um Auswirkungen ihres öffentlichen und privaten Tuns zu überdenken. Frauen wollen nicht unter Druck geraten, der sie das einseitige männliche Muster einfach reproduzieren liesse. Die männlichen Strukturen sind ja bekannt: Neue, ganzheitlichere, gilt es noch in die öffentlichen Bereiche umzusetzen.

Viviane Schwizer

Gelassen sein – ganz sein – heil sein Wege zur eigenen Kraft

Frauensommerkurswoche auf Schloss Wartensee

GELASSEN SEIN

weil Clara und ich gut vorbereitet sind

LOSLASSEN

was mich drückt und belastet

MICH EINLASSEN

auf die Frauen, die kommen

ZEIT LASSEN

mir und den anderen beim Verarbeiten

von Eindrücken und Gehörtem

ETWAS SEIN LASSEN

wenn es plötzlich nicht mehr ins

Konzept passt

GELASSEN SEIN

Vor mir steht ein grosser Blumenstraus in allen Regenbogenfarben – ein Abschiedsgeschenk der Kursteilnehmerinnen. Er ist für mich Symbol für all das Blüten, die Farbigekeit, Stimmigkeit und Dankbarkeit, die in dieser Woche möglich wurde.

Clara Burgener (Maltherapeutin) und ich hatten den Anspruch, die Woche so ganzheitlich wie möglich durchzuführen. So waren dann Referate, Gespräche, Körperarbeit, Kreativität, Feiern und Freizeit optimal aufeinander abgestimmt. «Wege zur eigenen Kraft finden» ist der rote Faden durch die Woche. Die Frauen erfahren ihre Beweglichkeit, ihre Stärken und Schwächen und ahnen ihre Möglichkeiten – wie? Ich kann aufzählen, was wir miteinander gearbeitet haben – aber da fehlen dann die Tränen, die Wutausbrüche, das Lachen, die Berührungen und Umarmungen und so viel mehr, was du nur selbst miterleben kannst.

Dem Kurs vorausgegangen war einerseits die Auseinandersetzung mit dem Buch «Vom Verlangen nach Heilwer-

den» und andererseits eine Auseinandersetzung bzw. Erfahrungen mit unseren Energiezentren (Chakren), den dazugehörigen Farben und Sinnen. Im Kurs selbst konnten wir miteinander diese Arbeit fortsetzen, indem wir nach «unserem» christologischen Erlösungsmodell suchten und einen feministischen Ethikansatz diskutierten.

Dazu kam jeden Tag die Auseinandersetzung mit einer Farbe und ihrer Kraft in uns. Märchen geleiteten uns durch die Woche und der sumerische Mythos der Mondgöttin Inanna (ein Weg weiblicher Ganzheit). Durch Ausdrucks-tanz, so zusammengestellt, dass nach und nach unsere Energiezentren angesprochen wurden, erfuhren wir, wie wir Tag für Tag beweglicher wurden. So beweglich konnten wir Frauen wieder in unseren Alltag – «gehen» ist nicht ganz der treffende Ausdruck – schreiten.

Für mich war diese Woche eine Bestätigung dafür, wie gut Frauenarbeit gelingen kann, wenn feministisch-theologische Arbeit mit therapeutischen Methoden zusammenkommt – im gemeinsamen Bemühen, Dualismen zu überwinden.

Marianne Ennulat

Verschiedenes

Werkstattberichte forschender

Theologinnen

Die 3. Reihe «Werkstattberichte forschender Theologinnen», welche eine vom Projekt Frauentheologie Basel organisierte Ringvorlesung vom WS 1991/92 dokumentiert, ist erschienen. Die Werkstattberichte enthalten Beiträge von Rosmarie Zell, Esther Suter, Alice Zimmerli-Witschi, Brigitta Stoll, Andrea Günter, Marga Bührig, Ruth Habermann und können zum Preis von Fr. 15.– + Porto bezogen werden bei: Sekretariat des Vereins «Projekt Frauentheologie», c/o Hilda Jetzer, St. Johannis-Ring 26, 4056 Basel.

Basel erhält Ökumene-Professorin

Christine Lienemann-Perrin ist vom Regierungsrat des Kantons Basel-Stadt zur ausserordentlichen Professorin für «Ökumene und Mission sowie interkulturelle Gegenwartsfragen» an der Theologischen Fakultät der Universität Basel gewählt worden. Sie ist damit die erste Frau, die auf einen Lehrstuhl an dieser Fakultät berufen wird. Bisher hat es in Basel erst Privatdozentinnen der Theologie gegeben.

Christine Lienemann-Perrin ist 1946 in Biel geboren worden, hat in Thun das Lehrpatent für Primarschulen erworben und dann in Bern und Montpellier evangelische Theologie studiert. In Heidelberg schloss sie ihr Studium mit der Promotion ab. Nach einer Lehrtätigkeit in Zaire war sie von 1977 bis 1985 Mitarbeiterin der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft (FEST) in Heidelberg. Dort hat sie sich 1990 für das Fach Missionswissenschaft mit einer Arbeit über die politische Ver-

antwortung der Kirche in Krisensituationen – untersucht an Beispielen aus Südkorea und Südafrika – habilitiert.

«Kinder, Konsum und Mutter Erde»

Unter diesem Titel ist die neueste Ausgabe des Magazins und der Dokumentation der Erklärung von Bern erschienen. Die Dokumentation setzt sich mit dem aktuellen und umstrittenen Problem des Bevölkerungswachstums und der Ernährungssicherung auseinander. Sie versucht die «Legende von der Überbevölkerung» zu entlarven, zeichnet die tatsächlichen Ursachen von Hunger und Umweltzerstörung auf und weist auf die Verantwortung des Nordens hin. Die Dokumentation kann gratis bezogen werden bei der Erklärung von Bern, Postfach 177, 8031 Zürich.

Wegleitung zum

Lohngleichheitsanspruch

Das Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann veröffentlicht mit der Broschüre «Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit» eine Wegleitung zur Verwirklichung des Lohngleichheitsanspruchs.

Die Wegleitung konkretisiert das Lohngleichheitsgebot in Art. 4 Abs. 2 der Bundesverfassung und zeigt auf, wie Arbeitsbewertungsverfahren bei der Festlegung der Gleichwertigkeit zweier Arbeitstätigkeiten eingesetzt werden können. Die Publikation will nicht zuletzt mit konkreten Handlungsanweisungen Betriebe und Verwaltungen, Gewerkschaften und Personalverbände, aber auch Frauen dazu auffordern, im Arbeitsalltag Bedingungen zu schaffen, welche die Durchsetzung des Lohngleichheitsanspruchs erleichtern. Zu beziehen bei: Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann, Eigerplatz 5, Postfach, 3000 Bern 6.

«Ungewollt schwanger»

Unter diesen Titel hat ein AutorInnen-Kollektiv aus Lehrkräften verschiedener Schulstufen, einer Ärztin und einem Arzt eine Dokumentation zur Thematik des Schwangerschaftsabbruchs verfasst.

Lehrkräfte und SchülerInnen, die dieses Thema behandeln möchten, haben Mühe, objektive, auf die Schweiz bezogene Informationen zusammenzusuchen. Die Dokumentation füllt hiermit eine Lücke im Angebot an Materialien zu Sexualerziehung und Lebenskunde. Sie besteht aus einer Informationsbroschüre für Schülerinnen und Schüler sowie einer Begleitmappe für Lehrkräfte. Diese Materialien vermitteln einerseits Sachwissen, andererseits geben sie den Lehrkräften Unterrichtshilfen in die Hand, um das Thema auch unter ethischen Aspekten zu diskutieren. Als Herausgeberin zeichnet die Schweizerische Vereinigung für Straflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Broschüre (Fr. 3.–) sowie Begleitmappe (Fr. 12.–) können bezogen werden bei: SVSS, Postfach, 3052 Zollikofen.

Veranstaltungen

Frauengottesdienste

Predigerkirche Basel

am 1. Sonntag im Monat, 18.30h (14)

Temple Fribourg

am 1. Sonntag im Monat, 19.45h (20)

Romerohaus Luzern

am 1. Sonntag im Monat, 20.15h (23)

St. Gallen

13.9., 20h, (ev. KGH Stephanshorn),

13.12., 20h (ev. KGH Lachen) (10)

Zürich

27.9. (Heilig Kreuz, Altstetten)

25.10. (St. Peter), 29.11. (Baptistische

Theol. Hochschule Rüslikon,

Seminarkirche), je 20h (11)

Was geht uns Frauen die Gen- und Reproduktions-Technologie an?

Referat von Martina Meier, Diskussion, Film. 4.9., 20h, Foyer L'Gymnasium. Vaduz (22)

Leben und Umwelt den Gentechnologien überlassen?

Referat von Ruth Gonseth im Rahmen des Zyklus «GEN-iale Zukunft?» 9.9., 20.15h, St. Johannes, Basel (9)

Politische Abendgottesdienste

in Zürich, am 2. Freitag im Monat nach dem Schweigen der Frauen für den Frieden (17.45h beim Fraumünster) (13)

Wa(h)re Schönheit – Schöne Wahrheit

Feministisch-theologische Frauentaugung mit Regula Blaser, Ursula Gmünder, Anaba Gurtner u.a., 11./12.9., im Gwatt (15)

Lust am Denken

Simone Weil – Zeugin des Absoluten. Seminar mit Imelda Abbt, 12./13.9., Propstei Wislikofen (1)

Erschöpfung – eine Erfahrung von Frauen

Tagung der «Frauen unterwegs». 12./13.9., Herzberg (Anm. bis 1.9. -7)

<Kopfüber in den Tag>

Buchvernissage mit der Autorin Silvia Strahm Bernet.

13.9., 17h, Paulus-Akademie Zürich

31.10., 17h, Kleintheater, Luzern

Zellen, Zucht und Zorn

Zyklus zu Gen- und Reproduktionstechnologien. Beginn: 18.9., Rote Fabrik, Zürich (vgl. Detailprogramm (17)

Inzest – Gewalt an Kindern – ein Tabu?

Tagung für alle, die sich engagieren möchten. Mit: Cornelia Kazis, Elisabeth Miescher. 18./19.9., Leuenberg (6)

Wi(e)derstehn

Begegnung mit Carmen Pagalo, Indiofrau aus Ecuador. 20.9., ab 18h Nachtessen, 20h Vortrag und Gespräch, Pavillon, Kaufmannweg, Luzern (23)

Gekauftes Unglück

Frauenhandel in der Schweiz. 22.9., 9.15-16.15h, Tagungszentrum Emmental, Olten (19)

Frauenfreundschaften

Wie sehen sie Schriftstellerinnen, was bedeuten sie uns? 26./27.9., Paulus-Akademie Zürich (12)

Ausbildungskurs feministische Theologie

zur Schöpfungstheologie. Leitung: Vreni Hungerbühler, Doris Walsler, Gina Schibler, Reinhild Traitler. Okt 92 bis Juli 93, Boldernhaus Zürich (2)

<Man muss sich mit dem Ewigen beschäftigen, um aktuell zu sein.>

Annäherung an Simone Weil. Leitung: Imelda Abbt. 14.10., 21.10., 28.10., je 19.30h, Romero-Haus Luzern (16)

Von der Muttergöttin zum Vatergott

Vom Matriarchat zum Patriarchat? Und wieder zurück? Mit Li Irenestochter, 14.-18.10., Villa Cassandra (24)

Mystik und Widerstand

Seminar mit Dorothee Sölle zur Auseinandersetzung mit Alltagserfahrungen und Weltpolitik, 15.10., 9.30-16h, Romero-Haus Luzern (Anm.-16)

Die Kunst, Fragen zu stellen

Wir sehen die Dinge nicht so, wie sie sind, sondern nur durch Fragen, die wir an sie richten. Mit Verena Singeisen-Schneider, 15.10., 20h Lenzburg (3)

Ausbildungskurs in feministischer Theologie

Einführung-Vertiefung-Ermächtigung. Leitung: Ruth Best, Elisabeth Miescher. 17./18.10.92 bis Sept. 93 Leuenberg (6)

Frau und Macht

Kurs zu Macht in Kirche und Gesellschaft auf der Grundlage des Referats von Christa Mulack. 22.10., 29.10., 5.11., 12.11., 19.11., 19.45h, Zentrum am Buck, Oberwinterthur (Anm. -25)

Zur VerHERRlichung und VerHARMlosung von Gewalt gegen Frauen

im Christentum. Vortrag und Diskussion mit Piera dell'Avo und Margrit Steinhäuser. 27.10., Pavillon, Kaufmannweg, Luzern (23)

<Neuer Wein in alten Schläuchen – Frauen in kirchlichen Ämtern>

Hoffnungen, Utopien, Reibungen, Gärungen, Fakten. Vorträge und Übungen im Rahmen des Projekts Frauentheologie. Ab 2.11., 14-tägl., Montag, 19.45h theol. Seminar, Nadelberg 10, Basel

Ich mische mich ein

Lernen, den persönlichen Handlungsspielraum zu erweitern. Leitung: Barbara Gurtner, Sylvie Gosteli, 6.-8.11., Villa Cassandra (24)

Europa – Markt – Frauen

Grosser Markttag kritischer Frauen zu Europa-Fragen. Infos, Debatten, Anstösse, Referentinnen aus dem In- und Ausland 7.11. (5)

Gemeinsam sind wir stark, aber wo sind wir gemeinsam?

Eine Tagung für Frauen, die Feminismus nicht nur für eine geschichtliche Epoche halten. Mit: Monika Stocker-Meier, 18.11., 9-17h, St. Gallen (8)

Zusammenstellung:

Carmen Jud und Gertrud Ochsner

Adressen/Kontakte

- 1) Bildungszentrum Propstei, 8439 Wislikofen
- 2) Boldernhaus, Voltastr. 27, 8044 Zürich
- 3) Ulrike Büchs, 0641511347
- 5) cfd-Frauenstelle, Steinstr. 50, 8003 Zürich, 0114628293
- 6) Heimstätte Leuenberg, 4434 Hölstein
- 7) Herzberg, Volksbildungsheim, 5025 Asp/AG, 0641481648
- 8) iff-Forum, Postfach, 9000 St. Gallen (Anm.: H. Rutz 073/515064)
- 9) Kath. Erwachsenenbildung, Leonhardstr. 45, 4051 Basel
- 10) Oek. Forum Frau und Kirche, c/o Verena Hungerbühler-Flammer, Tuttilstr. 28, 9011 St. Gallen
- 11) Oekumenische Frauenbewegung, Postfach 254, 8024 Zürich
- 12) Paulus-Akademie, Carl-Spittelei Str. 38, Postfach 361, 8053 Zürich,
- 13) Politische Abendgottesdienste, Postfach, Friesenberg, 8045 Zürich
- 14) Projektstelle für Frauen, Martinskirchplatz 2, 4051 Basel
- 15) Ref. Heimstätte, 3645 Gwatt
- 16) Romero-Haus, Kreuzbuchstr. 44, 6006 Luzern, 041315243
- 17) Rote Fabrik, Seestr. 395, Postfach, 8038 Zürich
- 19) Schweiz. Kath. Frauenbund SKF, Postfach 7854, 6000 Luzern 7
- 20) Siegen Andrea, 0371248444
- 22) Verein Bildungsarbeit für Frauen, Gapetsch 76, FL-9494 Schaan
- 23) Verein Frauen und Kirche, Postfach 4933, 6000 Luzern 2
- 24) Villa Cassandra, 2914 Damvant
- 25) Zentrum am Buck, am Buck 2a, 8404 Winterthur, 052/271443

sofort anmelden!!! – 3. Schweizer Frauen-Kirchen-Fest

Der Hoffnung liebliche Töchter: Zorn und Mut

–Weg durch die Stadt: Wir lassen uns von den Tatsachen aufhalten, die weh tun und zornig machen
– Frauenfest
– Anstösse, die Mut machen: Frauengruppen stellen ihre Friedens-Arbeit vor
– Frauengottesdienst im Münster

17./18. Oktober in Basel

Anmeldung an: Verena Sollberger, Vogesenstr. 19, 4056 Basel

Impressum:

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Cornelia Jacomet, Zürich
Carmen Jud, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Monika Senn Berger, Luzern
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler,
St. Johannis-Ring 118,
CH-4056 Basel

Fotosatz und Druck:

Gegen-Druck Luzern

Abonnement:

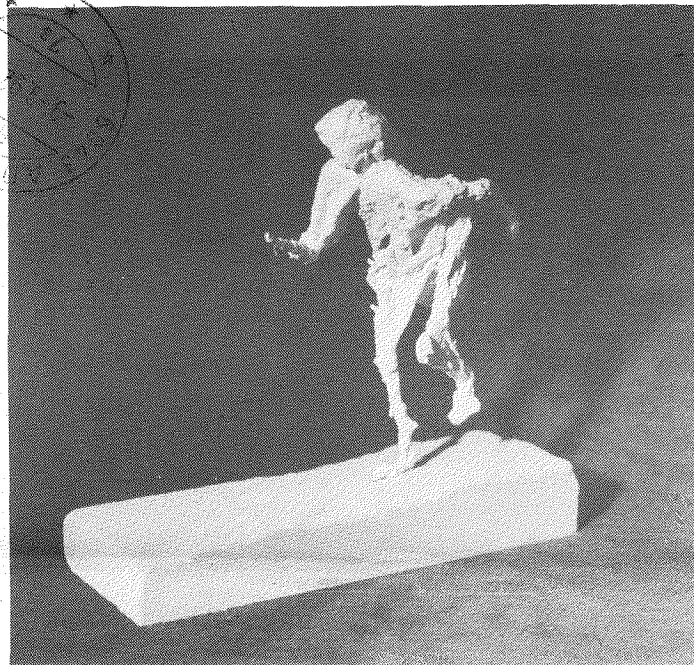
Normalabo Fr. 20.-
GönnerInnenabo Fr. 25.-
Auslandabo Fr. 22.-
Abonnementsbestellungen bei:
Verein FAMA, Hebelstrasse 97,
CH-4056 Basel
Kündigung bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern (solange Vorrat)
Fr. 5.- plus Porto.
FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
St. Johannis-Ring 118
CH-4056 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Vorurteile und Feindbilder (Johanna Müller-von der Mühl)	3
Herrje, diese Schulterpolster... (Ina Praetorius)	5
Aschenputtel und seine Feindbilder (Verena Naegeli)	6
Gegen das «Katastrophenwissen» anarbeiten – ein Gespräch	8
Kein Opium fürs Volk (Luzia Sutter Rehmann)	11
Neue Formen des Zusammenlebens erlernen – ein Gespräch	13
Frauen-Fantasy als Friedensvision? (Anaba Gurtner)	15
Neuerscheinungen	16
Forum	16



Bildnachweis

Die Gipsfiguren in diesem Heft stammen von der Künstlerin Verena Magdalena Gerber und wurden von Pierre Marti fotografiert. Verena M. Gerber wurde 1957 im Berner Jura geboren, PrimarlehrerInnen-Ausbildung und 4 Jahre Mitglied einer Pantomimengruppe, 1979-86 plastisches und bildnerisches Gestalten im eigenen Atelier, verschiedene Ausstellungen. 1989-92 Ausbildung für Mal- und Gestaltungstherapie. Lebt und arbeitet seit 1990 im Atelier- und Kurshaus «Maison des Corbeaux» in Chabrey (VD). Die Fotos wurden entnommen aus dem Büchlein: Zorn und Zärtlichkeit. Verena Magdalena Gerber (Bilder): Begegnungen auf der Suche nach Raum; Al Imfeld (Texte): Anstösse zu einer Medien-Philosophie, Dendron Verlag 1985, 1589 Chabrey, ISBN 3905391244 (Fr. 18.-).

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Anaba Gurtner,
Bienenstr. 3a, 3018 Bümpliz
Monika Hungerbühler,
St. Johannis-Ring 118, 4056 Basel
Christine Müller,
rte Singine 6, 1700 Fribourg
Johanna Müller-von der Mühl,
Hohe Winde-Str. 20, 4059 Basel

In eigener Sache

Wir möchten unseren LeserInnen mitteilen, dass die **Administrationsadresse auf Mitte September ändert**. Doris Strahm, die während der letzten 7 Jahre die Administration und Buchhaltung von FAMA erledigt hat, gibt diese Aufgabe an Monika Hungerbühler weiter. Wir möchten an dieser Stelle Doris Strahm und ihrem Partner Hans-Beat Jenny, der für die EDV-Betreuung zuständig war, für ihre jahrelange, zuverlässige und gute Arbeit danken.

Das FAMA-Redaktionsteam

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Die Themen der nächsten Nummern lauten:

Theodizee (Dezember)
Sexuelle Ausbeutung (März)